

Lutz Ellrich
*Verschriebene
Fremdheit*

Die Ethnographie
kultureller Brüche
bei Clifford Geertz
und Stephen
Greenblatt

Campus Forschung
Band 784

Dr. *Lutz Ellrich* ist Privatdozent für Soziologie an der Universität Frankfurt/Oder und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Informatik und Gesellschaft der Universität Freiburg.

Lutz Ellrich

Verschriebene Fremdheit

Die Ethnographie kultureller Brüche bei
Clifford Geertz und Stephen Greenblatt

Campus Verlag
Frankfurt/New York

2. Auflage, unveränderter Nachdruck 2023

ISBN 978-3-593-43132-1

Herstellung: [Books on Demand](#)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ellrich, Lutz:

Verschriebene Fremdheit: die Ethnographie kultureller Brüche bei
Clifford Geertz und Stephen Greenblatt / Lutz Ellrich. – Frankfurt/Main;
New York: Campus Verlag, 1999

(Campus: Forschung; Bd. 784)

Zugl.: Frankfurt (Oder), Univ., Habil.-Schr., 1998

ISBN 3-593-36244-9

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 1999 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen

Druck und Bindung: KM-Druck, Groß-Umstadt

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	7
-------------------	---

Erster Teil

Der Blick nach Außen

*am Beispiel der neo-hermeneutischen Ethnographie
von Clifford Geertz*

I. Der entgrenzte Text	
<i>Ethnologisches und ästhetisches Verstehen</i>	<i>17</i>
Kultur 20 - Autorschaft 28 - Sinn 39 - common sense 44	
Kunst 53 - radikale Interpretation (Davidson) 63	
II. Über die vermeintliche Unhintergebarkeit des Ethnozentrismus	
<i>Die Kontroverse zwischen Richard Rorty und Clifford Geertz</i>	<i>67</i>
III. Cockfight - das tiefe Spiel des Interpretierens	
<i>Versuch im "close reading"</i>	<i>77</i>
Dort sein 81 - Wissenschaft 102 - Zauberei 113 - Hähne 117	
Wetten/Geld 119 - Mythen/Legenden 131 - Zeitlichkeit 137	
IV. Metaphern und Metonymien	
<i>Hermeneutische, dekonstruktivistische und systemtheoretische Optionen</i>	<i>147</i>
Verstehen 147 - Exemplifikation/Juxtaposition/Analogie 151	
Beobachtung 158 - Paradoxie 162 - re-entry/retrait 164	

V.	Die 'Poetik' der Macht und das Problem der Gewalt <i>Ein Vergleich zwischen Clifford Geertz und Stephen Greenblatt</i> . . .	178
	Machtkonzepte 178 - Rhetorik 181 - Pomp/Charisma 186	
	Theatralität 191 - Ideologie 202 - Gewaltausbrüche 204	
	'Indonesian Killings' 211 - Darstellungsprobleme 222	
	Amok 226 - Wiederkehr theatralischer Macht 232	
VI.	Die Kraft und die Nervosität <i>Akademische Hahnenkämpfe und Legitimationsstrategien</i>	235
	Reflexionszwang 235 - Plotmuster 241 - master tropes 246	
	Romanze 256 - Komödie 258 - Tragödie 266 - Satire 270	
	Ästhetik und Ethik 291 - Schuld 297 - 'großer Stil' 301	

Zweiter Teil

Der Blick nach Innen

*zu Zeithorizonten des Eigenen:
das Gewesene und das Aktuelle*

VII.	Die Fremdheit des Vergangenen <i>Interdisziplinäre Szenarien - Stephen Greenblatt im Kontext</i>	307
	Soziologie und Geschichtswissenschaft 307 - 'Metahistory' 311	
	Systemevolution 323 - New Historicism 337 - Subversion 343	
	Kritik des Dekonstruktivismus 351 - Verwunderung 360	
VIII.	Das interne Andere der Moderne <i>Drei begriffliche Sonden:</i> <i>Fundamentalismus, Totalitarismus, Postmodernismus</i>	369
	Figuren von Modernität 369 - Nationalsozialismus 372	
	Moral/Ästhetik/Politik 375 - Heidegger/Adorno 384	
	Säkularisierung 391 - Islam 392 - Postmoderne 397	

Literaturverzeichnis	405
----------------------	-----

Vorwort

Au sortir de ces limbes, conseillé par mon médecin
... je saisis l'occasion de faire un long voyage
et partis pour près de deux ans en Afrique,
comme membre d'une mission ethnographique.
... En 1933 je revins, ayant tué au moins un mythe:
celui du voyage en tant que moyen d'évasion.

Michel Leiris

Das *Andere* ist heute ein vertrautes, allzu vertrautes Forschungsobjekt. Seit die absichtsvolle Konfrontation mit ihm als wissenschaftliche Kur gegen reflexive Selbstverstrickungen verordnet wird, hat es den vielbeschworenen "Stachel des Fremden"¹ eingebüßt. Die Beliebtheit des Themas machte den Weg frei für die Beliebigkeit des Zugriffs: So entschwand das Irritationspotential des sperrigen Gegenstandes im modischen Design arbiträrer Methoden.

Als nützlich könnte es sich daher erweisen, Aspekte des aktuellen Alteritätsdiskurses mit dem Ziel zu durchleuchten, das Andere (soweit es in Texten be- und verzeichnet wird) eben nicht heimisch "postmodern, sondern fremd wirken zu lassen"².

Die folgenden Studien versuchen dieser Aufgabenstellung gerecht zu werden, indem sie mit unterschiedlicher Intensität zwei Autoren, Clifford Geertz und Stephen Greenblatt, die gewöhnlich der hermeneutischen Richtung zugeschlagen werden, als Vertreter befremdlicher 'hybrider' Konzeptionen

1 So der Titel eines bemerkenswerten Buches von Bernhard Waldenfels (Frankfurt a.M. 1990). Zur Fremdheitsproblematik generell vgl. die erhellenden Ausführungen von Alois Hahn, "Die soziale Konstruktion des Fremden", in: Walter M. Sprondel (Hg.), *Die Objektivität der Ordnung und ihre kommunikative Konstruktion*, Frankfurt a.M. 1994, 140-166.

2 Stephen Greenblatt, *Wunderbare Besitztümer*, Berlin 1995, 242.

darstellen, die das gelingende Verstehen des Anderen auf einen sinnkonstituierenden Bruch oder Entzug zurückführen.³ Läßt man sich auf eine derartige Lektüre ein, dann verliert die gängige Praxis, Hermeneutik und Dekonstruktion bei der Analyse des Verstehens auseinander zu dividieren, ihren theoretischen Orientierungswert.

Daß die Wahl auf die beiden genannten Autoren gefallen ist, liegt allerdings nicht nur an der gemeinsamen Zielrichtung ihrer Interpretationsmethoden, sondern auch und gerade an den verschiedenen Arten privilegierter Andersheit, denen jeweils das Interesse gilt. Das Andere, dessen diskursive Aufbereitung hier zur Debatte steht, ist nämlich zugleich monolithisch und dispers. Michel de Certeau hat dafür eine prägnante Formulierung gefunden, in der Identität und Differenz Profil gewinnen: Die "abendländische Kultur ... bewegt sich ..., indem sie das verändert, was sie aus ihrem 'Anderen' - dem Wilden, der Vergangenheit, dem Volk, dem Wahnsinnigen, dem Kind, der dritten Welt - macht"⁴. Während Geertz' Arbeiten die erste Figur aus Certeaus Aufzählung - den Wilden - zum Gegenstand haben, widmet sich Greenblatt mit seinen Analysen der zweiten Figur - der Vergangenheit (zu der allerdings auch alte Texte über 'die Wilden' gehören können).

Dem 'Blick nach Außen' auf eine andere Kultur läßt sich so der 'Blick nach Innen' - zunächst auf die Vergangenheit der eigenen Kultur und sodann auf die aktuellen Selbstbeschreibungen einer in sich zerrissenen Moderne - gegenüberstellen, ohne daß der Zusammenhang beider Perspektiven verloren geht.

Weil Geertz und Greenblatt den verstehenden Umgang mit dem Anderen zwar problematisieren, aber das Telos des Verstehens nicht preisgeben, haben ihre Texte eine Reihe von Mißverständnissen und irreführenden Angriffen provoziert. Doch das ist das geringste Problem. Denn die 'neo-hermeneutischen' Versuche beider Autoren, die keineswegs völlig im Einklang miteinander sind, beschwören auch eine ernste Gefahr herauf. Certeau, der sich erneut als Stichwortgeber empfiehlt, hat sie ohne Umschweife benannt: "Eine Suche nach dem Anderen", die in letzter Instanz auf Verstehen zielt, gerät unweigerlich in Versuchung, durch hermeneutische Zirkelbewegungen das Andere bloß vorübergehend in ein Fremdes zu verwandeln, um es dann besonders rücksichtslos in die Sphäre des Eigenen und Vertrauten einzugemeinden. Auch der implizite oder explizite Aufweis konstitutiver Verstellungen und Entzugsmechanismen (auf der Ebene kultureller Repräsentationstechniken)

3 Die Kapitel I-VI beziehen sich auf Geertz, die Kapitel V und VII auf Greenblatt.

4 Michel de Certeau, *Das Schreiben der Geschichte*, Frankfurt a.M. 1991, 13.

könnte nur ein methodisch geplanter Umweg sein, der nichts daran ändert, daß im gefundenen oder erfundenen Sinn "die Andersheit dieses Fremden"⁵ zugedeckt wird.⁶

Geertz kann freilich das Risiko, das Certeau den Propagandisten des Verstehens so nachdrücklich vor Augen führt, in Grenzen halten. Denn er verabschiedet eine konservative Hermeneutik, die das Fremde dem Eigenen angleicht, weil sie von der methodischen Prämisse ausgeht, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werden kann, und entfaltet in seinen 'thick descriptions' die Idee, daß nicht nur das Fremdverstehen sondern auch das Selbstverstehen ganzer Kulturen von einem basalen Bruch zwischen latenten und manifesten Bedeutungen gezeichnet ist. Damit verfolgt er ein Programm, das überraschende Ähnlichkeiten mit dem Theorievorhaben von Jacques Derrida aufweist. Derrida setzt sich zum Ziel, "die Möglichkeit von Sinn" dadurch "zu bestimmen", daß er einen konstitutiven Riß innerhalb jener "formalen Organisation" freilegt, die die Entstehung von Sinn reguliert⁷. Dieser Übereinstimmung zwischen Geertz und Derrida (hinsichtlich einer alle kulturellen Symbolsysteme prägenden "Dehiszenz") korrespondiert jedoch ein radikaler Unterschied in Methodenfragen: Geertz verwendet zur Explikation seiner Annahme genau das traditionelle Metaphernmodell (in der Fassung von Black und Goodman), dessen Kernstruktur Derrida (und Paul de Man) zersetzt haben. Die methodische Naivität, die sich Geertz aus der Sicht dekonstruk-

5 Ebd., 12.

6 Mitunter ist der Gebrauch der Ausdrücke "das Fremde", "das Andere" in den Theorien, die über das mit ihnen Bezeichnete entwickelt werden, mehr als verwirrend. Auch Certeau behandelt die Worte mal als Synonyme, mal als Begriffe, die man in eine konnotationsreiche Spannung zueinander bringen kann. Es hat indessen wenig Sinn, Identität und Differenz der Bedeutung beider Terme, ehe sie zum Einsatz kommen, pedantisch zu definieren. Nützliche Vorschläge zur Bestimmung unterbreiten z.B. Bernhard Waldenfels (*Der Stachel des Fremden*, 57-79) und Michael Makropoulos ("Das Fremde und das Andere", in: *Ästhetik und Kommunikation* 82, 1993, 41-43).

Als Faustregel, die die semantischen Überschneidungen sichtbar macht, kann folgende Bestimmung gelten: Das "Andere" markiert eine im Prinzip unüberbrückbare spezifische Differenz (der Zeit, des Raums, der Kultur, des Geschlechts, des Alters, des Geisteszustands), die extrem verschiedene Formen des Umgangs und der Annäherung (z. B. Vernichtung oder Anerkennung, Haß oder Liebe) erlaubt. Das "Fremde" verweist auf eine (relative oder absolute) Unvertrautheit, die sich verringern, völlig aufheben oder immer wieder nur schmerzhaft und spracharm anzeigen läßt. Aber letztlich liefert allein der Kontext Aufschluß über die jeweils ertragreiche, informative oder irritationsstiftende Bedeutung der beiden Vokabeln.

7 Derrida, *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, 138f.

tiver Theoretiker zu Schulden kommen läßt, bringt jedoch auch forschungsstrategische Vorteile ein: Während Derrida in filigranen Lektüren bemüht ist, den apriorischen "wesentlichen Bruch"⁸ an Texten aufzuweisen, deren Sinn in den Augen zahlreicher Leser klar und offensichtlich zu sein scheint, und darüber die detaillierte theoretische 'Ableitung' des Sinns aus der "Dehiszenz" immer wieder symbolträchtig 'verschiebt', liefert Geertz eine dichte Beschreibung dieses Prozesses, aus der sich theoretische Leitsätze herauschälen lassen, die zur Analyse kultureller und politischer Krisen dienen können.

Ebenso wie Geertz teilt Greenblatt mit der Dekonstruktion die Einsicht in den paradoxen und brüchigen Charakter weltbildender Sinnsysteme, aber auch er weicht an entscheidender Stelle von Derrida und de Man ab⁹ und verwandelt die semiotische Kluft in einen spezifischen historischen Entzug, den wir uns bewußt machen, aber nicht beheben können.

Die in den folgenden Kapiteln schrittweise vorgenommene Rekonstruktion der Figur eines basalen Bruchs bei den 'Neo-Hermeneutikern' Geertz und Greenblatt ist zugleich als ein Beitrag zur Theorie des Ästhetischen zu verstehen. Dies betrifft nicht allein die ästhetische Relevanz der Verstehensproblematik¹⁰ und die zentrale Rolle, welche der Rhetorik jeweils eingeräumt wird¹¹, sondern auch zwei weitere Aspekte, nämlich das Verhältnis von Ästhetik und Ethik und die Bedeutung ästhetischer Kategorien in den modernen Theorien staatlich organisierter Macht.

8 Ebd., 310.

9 Ich nenne hier der Einfachheit halber die beiden berühmtesten Vertreter der Dekonstruktion in einem Atemzug, obschon sie in wichtigen Punkten unterschiedliche Projekte verfolgen. Vgl. dazu Lutz Ellrich/Nikolaus Wegmann, "Theorie als Verteidigung der Literatur?", in: *DVjs* 3/1990, 468-513.

10 Zweifellos besitzt für Geertz die Fremderfahrung eine ästhetische Dimension. Dieser interne Zusammenhang läßt sich aber nicht auf die These bringen, daß "ästhetischer Erfahrung ... der Charakter einer Selbsterfahrung *als* Fremderfahrung eigen" ist, und dann dahingehend erläutern, daß wir "ästhetisch ... keinen anderen Zweck (verfolgen) als den, die Sinnhaftigkeit unserer Erfahrungen zu erfahren" (Martin Seel, *Die Kunst der Entzweiung*, Frankfurt a.M. 1975, 172). Vielmehr erschließt die ästhetische Perspektive bzw. Darstellung für Geertz die konstitutive Verbindung von Blindheit und Einsicht, die im metaphorisch verfaßten Selbstverstehen und Fremdverstehen (auf jeweils unterschiedliche Weise!) zur Geltung kommt.

11 Geertz z.B. beerbt die Rhetorik-Konzeption des *New Criticism*, der die kognitive Rolle des 'Persuasiven' durch die Analyse erkenntnisleitender Sprachfiguren und Darstellungsmuster zu bestimmen sucht; denn Geertz möchte rhetorische Effekte nicht bloß äußerlich beschreiben, sondern die Tiefenstruktur der Überzeugungskraft ethnographischer Texte freilegen.

Erstens ist die literarische Kunst des "dichten Beschreibens" anderer Kulturen eine Darstellungsform, die sich selbst zur Entfaltung eines 'großen Stils' verpflichtet, der die Fallen des Ästhetizismus wahrnimmt und durch geschickte Manöver umgeht. Dieser Anspruch darf als erfüllt gelten, wenn die ästhetischen Extremformen des Verklärens und Demontierens nicht einfach überspielt oder ausgegrenzt, sondern in einer ethisch grundierten Ironie miteinander verknüpft werden.

Zweitens liefern die von Geertz und Greenblatt durchgeführten Untersuchungen zur 'Poetik' der Macht reichhaltige Anregungen, die im Rahmen einer kontemporären Medienästhetik und einer Beobachtung der Strategien symbolischer Politik ausgewertet werden können.

Es versteht sich von selbst, daß die Arbeiten von Geertz und Greenblatt der Gruppe ästhetischer Theorien zuzurechnen sind, die über die Analyse rein kunst-ästhetischer Wahrnehmung, Produktion oder Erfahrung weit hinausgehen. Sie lassen sich aber nicht als Vorschlag interpretieren, diese konzeptionelle Ausweitung primär im Sinne der Einbettung ästhetischer Erfahrung in lebensweltliche Erfahrung zu deuten, wie es für hermeneutische Ansätze (auch jüngerer Datums) typisch ist. Das ästhetische Reflexionspotential der 'Neo-Hermeneutik' wird man eher im Kontext der zwar systemtheoretisch auf den Weg gebrachten, aber keineswegs monopolisierten Analysen zum Verhältnis von Semantik und Sozialstruktur entbinden können, die einen entschieden höheren Grad an Komplexität erreichen.

Im ersten Teil der Arbeit interpretiere ich das Konzept der "dichten Beschreibung" fremder Kulturen als eine von Geertz selbst nur teilweise ausformulierte Theorie figuraler Sinnkonstitution. Kapitel I entfaltet deren Prämissen und Probleme. Kapitel II verfolgt (anhand der Rorty-Geertz-Kontroverse) einige politische Optionen, die sich aus dem erweiterten Textbegriff ergeben. Kapitel III analysiert die "dichte Beschreibung" in ihrem konkreten ethnographischen Vollzug. Kapitel IV überführt dann das teilweise implizite Konzept, das den Arbeiten von Geertz zugrunde liegt, in theorie-förmige Sätze und Modelle und vergleicht den so gewonnenen Entwurf tiefen-rhetorischer Figuren mit aktuellen dekonstruktivistischen und systemtheoretischen Analysen der Möglichkeiten und Krisen des (kulturellen und textuellen) Verstehens. Kapitel V, das Thesen von Geertz und Greenblatt parallel diskutiert, versucht Aufschlüsse über den heuristischen Wert einer *zwischen* Dekonstruktion und Hermeneutik angesiedelten Beschreibungspraxis zu geben, sobald derart schwierige The-

men wie Macht und Gewalt zur Debatte stehen¹². Kapitel VI schließlich rekonstruiert Geertz' wissenschaftstheoretische Reflexion (ausgewählter kanonischer Texte) der Ethnologie und die indirekte Rechtfertigung der eigenen Schreibpraxis, die einen Zusammenhang zwischen ästhetischen und ethischen Aspekten bei der Repräsentation des kulturell Anderen herstellt.

Im Zentrum des zweiten Teils der Arbeit, der unterschiedliche Formen kultur-interner Andersheit behandelt, steht Greenblatts Theorie historischen Verstehens. Kapitel VII setzt den Ansatz des *New Historicism* zunächst in Relation zu Problemlagen, die durch interdisziplinäre Diskussionen über die Darstellung des Vergangenen hervorgerufen sind, und arbeitet dann die Figur des spezifisch historischen Entzugs von Beobachtungsmöglichkeiten heraus, die Greenblatt in seinen Betrachtungen über Subversion und Verwunderung konstruiert. Kapitel VIII hat die Aufgabe, Greenblatts spekulative These (soweit dies möglich ist) zu überprüfen. Die Frage ist, ob die führenden Semantiken, mit denen in den modernen westlichen Kulturen repräsentative Selbstbeschreibungen angefertigt werden, genau diejenigen Merkmale aufweisen, die Greenblatt benannt hat. Hierzu werden im einzelnen drei Leitbegriffe, die in den aktuellen Theorien der Moderne eine hervorragende Rolle spielen, untersucht: Fundamentalismus, Totalitarismus, Postmodernismus¹³. Alle drei Begriffe und die durch sie geprägten Ansätze richten sich auf das dubiose Andere, das innerhalb der gegenwärtigen westlichen Gesellschaft seinen Ort hat und als Störung, Krise oder Paradoxie der Moderne bezeichnet wird. Fast immer ergibt sich das Bild eines zentralen 'Bruchs' und fast immer geht es letztlich darum zu entscheiden, ob dieser Bruch durch eine rein interne Entwicklungsdynamik entsteht, deren Auslöser in der Vergangenheit liegt, oder aus dem pathologischen Einfluß eines systemfremden Elements resultiert, zu dessen Abwehr besondere Anstrengungen erforderlich sind.

Aber welchen Weg man auch wählt, stets gerät man in den Sog von Denkfiguren, die das Andere - selbst wenn es als wissenschaftlicher Beobachtungsgegenstand zugelassen ist - aus der Sphäre des Eigenen semantisch vertreiben.

Greenblatts bittere Diagnose erfährt damit - soviel darf vorgegreifend gesagt

12 Eine der Absichten des Kapitels ist es, plausibel zu machen, daß der (insbesondere von Habermas und Foucault monierte) Idealismus traditioneller Hermeneutikversionen im Konzept der "dichten Beschreibung" vermieden werden kann.

13 Dieser ungebräuchliche Ausdruck orientiert sich am englischen Term 'postmodernism'.

werden - augenscheinlich eine Bestätigung. Und es erübrigt sich, die Ergebnisse, die beim gegenwärtigen Forschungsstand ohnehin nicht mehr als irritationsfördernde Mutmaßungen sein können, Punkt für Punkt in die von ihm benutzte Terminologie zu übersetzen. Ob aber der gewonnene Befund uns eine bedeutsame Einsicht vermittelt, die praktische Folgen hat, oder bloß ein zynisches Bewußtsein von funktionsgerechten Verblendungen verschafft, das mögen die Leser entscheiden.¹⁴

14 Die Arbeit hat der kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina als Habilitationsschrift vorgelegen. Danken möchte ich Anselm Haverkamp, Werner Schiffauer und Detlef Pollack für ihre aufschlußreichen Gutachten. Wichtige Impulse empfing ich in vielen Gesprächen, die ich im Zuge der Niederschrift (face to face, per e-mail oder snail-mail) mit Christiane Funken, Marie-Hélène Perey, Kuti Zela-Hanson, Barbara Becker, Christoph Menke, Peter Bürger, Waltraud Gölder, Thomas Böning, Dirk Baecker, Josef Kopperschmidt, Jörg Pflüger, Ulla Haselstein, Angela Spahr, Detlef Kremer, Michael Cahn, Soraya Chadarevian, Cornelia Bohn, Jutta Skokan, Lisa Nimmervoll, Rohith Delilkhan, Nikolaus Wegmann, Camillus Dreimüller und Tessa Theodorakopoulos geführt habe.

Erster Teil

Der Blick nach Außen *am Beispiel der neo-hermeneutischen Ethnographie von Clifford Geertz*

Kapitel I

Der entgrenzte Text

Ethnologisches und ästhetisches Verstehen

Zu den auffälligen Ereignissen innerhalb der gegenwärtigen Theorieproduktion gehört die neue Wertschätzung der Rhetorik¹. Der Mißkredit, den eine vernunftgläubige Wissenschaft ihr lange entgegenbrachte, hat sie offenbar so attraktiv gemacht, daß inzwischen selbst avancierte Verteidiger des common sense ihren eigensinnigen Kundgaben das Ohr leihen. Einer der profiliertesten und besonnensten unter den zeitgenössischen Ethnologen, der durch zahlreiche Feldstudien bekannte Amerikaner Clifford Geertz², ist so weit gegangen, den Textbauverfahren und rhetorischen Mustern klassischer Autoren seines Fachs eine eigene pointenreiche Studie zu widmen³. Seine handlichen Beispiele entnimmt er in gleichem Maße kanonischen Werken wie abgelegenen Publikationen, skandalösen Tagebüchern wie übersehenen Nachlaßfragmenten.

1 Man betrachte nur so unterschiedliche Ansätze wie die *Metahistory* Hayden Whites (Frankfurt a.M. 1991), die Einstimmung der analytischen Sprachphilosophie bei Richard Rorty auf *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (Frankfurt a.M. 1989) oder die Verwendung des Metaphernbegriffs in den konstruktivistischen Forschungsanalysen Karin Knorr-Cetinas (*Die Fabrikation von Erkenntnis*, Frankfurt a.M. 1984) oder die nietzscheanische Konzeption Mary Hesses (*Revolutions and Reconstructions in the Philosophy of Science*, Bloomington 1980). Siehe auch die überaus pointierte Darstellung des frühmodernen Verfalls und der spätmodernen Rückkehr der Rhetorik bei John Bender/David Wellbery: "Die Entschränkung der Rhetorik", in: Aleida Assmann (Hg.), *Texte und Lektüren*, Frankfurt a.M. 1996, 79-104.

2 Die Bedeutung dieses Autors beschreibt Diane Austin-Broos exemplarisch: "Along with Lévi-Strauss, Clifford Geertz is one of the few contemporary anthropologists to have extensive influence beyond his own discipline. His work is cited by historians, political scientists, philosophers and sociologists. ... His influence is widespread and perceived to be widespread by colleagues, and by observers external to the discipline". (Diane Austin-Broos, "Clifford Geertz: culture, sociology and historicism", in: dies. (ed.), *Creating Culture*, London 1987).

3 Clifford Geertz: *Works and Lives, The Anthropologist as Author*, Stanford/Cal. 1988 (= WL); dt.: *Die künstlichen Wilden*, München 1990 (= KW). Zur Analyse dieses Werks siehe unten Kapitel VI.

Anders als der Originaltitel *Works and Lives*⁴ suggerieren mag, handelt es sich hier nicht um die typische, Leben und Werk berühmter Forscher aufeinander beziehende Analyse, die sich ebenso bewährter wie abgegriffener existentialistischer, psychoanalytischer oder sozialhistorischer Interpretationsmuster bedient, sondern um den Versuch, die Literarizität, mithin die textuelle Konstruktion ethnologischer Abhandlungen selbst zum Thema zu machen⁵. Die Untersuchung ist freilich kein leichtgewichtiges Nebenwerk des ansonsten seriösen empirischen Forschers, der sich aus professioneller Lust am Heterogenen beiläufig auf literaturwissenschaftliches Terrain wagt. Sie bildet vielmehr das methodisch zentrale Reflexionsstück eines theoretischen Ansatzes, der fremde Kulturen wie Gedichte oder Romane entziffern will⁶ und daher früher oder später klarlegen muß, welche genuinen Eigenschaften einen Text gegenüber Dingen, Ereignissen und faktischen Erfahrungen im Feld eigentlich auszeichnen, damit das Wissen um seine besondere Machart in den Rang eines Schlüssels zu deren Deutung gelangt. Es sollte also nicht verwundern, wenn ein Forscher, der sich vornimmt, Kulturen als Texte zu fassen, Verpflichtung und Reiz verspürt zu demonstrieren, daß er Texte auch als bloße Texte (also im blendenden, vielleicht auch verblendenden Licht⁷ ihrer sprachlichen Verfaßtheit) lesen kann. Obschon eine solche rhetorische Lektüre, die die "Form" ... als 'die Sache selbst' empfindet⁸, nach Nietzsches Einsicht

4 Während das Wort "Works" sich auf die Texte der Ethnologen bezieht und allenfalls gegen den Begriff "Diskurs" Flagge zeigt, ist das Wort "Lives" doppelt konnotiert. Es kann sich auf Existenz und Biographie der Verfasser ebenso beziehen wie auf das Leben oder die Lebensweisen derer, die in den "Works" abgehandelt werden. Für die zweite Lesart plädiert zum Beispiel Michael Carrithers, "The Anthropologist as Author", in: *Anthropology Today* 4/1988.

5 Ein vergleichbares, aber schwerpunktmäßig anders gelagertes Ziel verfolgt James Cliffords Buch *The Predicament of Culture*, London 1988. Vgl. dazu: Bruce Kapferer, "The Anthropologist As Hero", in: *Critique of Anthropology* 8/2, 77-104; sowie: Fritz Kramer, "Ethnographie als Literatur", in: *Merkur* 503/1991, 147-150.

6 Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung*, Frankfurt 1983, 309 (= DB). Diese Aufsatzsammlung enthält fünf der fünfzehn Texte von *The Interpretation of Cultures*, New York 1973 (= IC), sowie zwei der acht Texte von *Local Knowledge*, New York 1983 (= LK). Ich werde die dt. Übersetzung, die einige ungenaue und irreführende Vorschläge enthält (display z.B. mit "Ausdruck" zu übersetzen ist bei einem Verfasser, der Nelson Goodmans Ausdruckstheorie vertritt, einigermaßen leichtfertig), mir ansonsten aber recht flüssig und gewandt erscheint, immer dann verwenden, wenn der Eigensinn des Originals für meine Argumentation nicht wichtig ist.

7 Vgl. Paul de Man, *Blindness and Insight*, New York 1971.

8 Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke*, Bd. 13, München 1980, (KSA) 9f.

allein schon zu den schwierigsten Aufgaben geistiger Beschäftigung zählt⁹, begnügt sich Geertz bei seinem ambitionierten Unternehmen nicht mit der eher fach- und schulinternen Erfüllung methodischer Rechenschaftspflichten, die jene zwar weithin anerkannte, aber damit noch keineswegs selbstverständliche Umstellung auf einen textuellen Kulturbegriff zur Folge hat. Er will zum einen belegen, daß die "Trennung zwischen Inhalt und Form, Substanz und Rhetorik" in den Texten über fremde Kulturen ebenso "verwerflich" ist wie in Dichtung, Malerei und Politik (KW, 34)¹⁰, und zum anderen zeigen, daß die aktuelle Debatte um Sprache und Erkenntnis entscheidende Impulse erhält, wenn der rhetorische Charakter des ethnographischen Diskurses ins Zentrum allgemeiner Aufmerksamkeit rückt. Diese These bezieht ihre Schärfe aus dem Umstand, daß Geertz mit ihr auf die Differenz seines erweiterten Textbegriffs zu strukturalistischen und speziell dekonstruktivistischen Konzepten zielt.

Die Idee, Kulturen als ein "Ensemble von Texten" (DB, 253 u. 259) zu lesen, wird nämlich von Hermeneutikern, Strukturalisten und Dekonstruktivisten

9 Peter von Matt hat im Blick auf das instruktive Beispiel Kafkascher Texte behauptet, daß eine derartige Lektüre nicht funktioniert und daß man dennoch die "Verwandlung des Autors in den sich eigenständig bewegenden Text, in einen Text, der niemandes Diener und keiner Wirklichkeit Wiedergabe ist", zu erkennen vermag, sonst ließe sich ja diese These gar nicht aufstellen. "Da man ... beim besten Willen nicht anders lesen kann, als indem man das Gelesene zu einer Wirklichkeit irgendwelcher Art in Beziehung bringt, kann man Kafka nur falsch lesen" (... *fertig ist das Angesicht*, München 1983, 13f.). Den Hinweis, daß man ihn falsch liest, entnimmt aber von Matt (anders als etwa Paul de Man in seinen Lektüren) nicht dem Text selbst, sondern einer dem Autor beim Schreibakt unterstellten gehobenen Stimmung weltloser Aktivität des Erzeugens kalligraphischer Signaturen, die der Leser, der semantischen Zwängen unterliegt, mit der Wirklichkeit kurzschließen muß, aber gleichwohl intuitiv als Verfehlung des eigentlich nur als Faksimile zu würdigenden Textes wahrnehmen kann.

Geertz interessiert nicht der Wirklichkeitsverlust, den das Schreiben bzw. das Geschriebene hinter seiner semantischen Kulisse inszeniert, und schon gar nicht die paradoxe literaturwissenschaftliche Argumentation, die etwas am Gelesenen ausweisen will, was sie zugleich als unlesbar dekretiert. Ihn interessiert vielmehr die textuelle Komposition einer fremden und deshalb gerade auf den Status des Wirklichen dramatisch angewiesenen Wirklichkeit. Er muß wegen dieser Zielorientierung seiner Lektüre den Text als etwas betrachten, das ganz in den Strategien seiner eigenen Herstellung aufgeht. Wirklichkeit ist nicht etwas, zu dem der Text lesend in Beziehung gesetzt wird, sondern ein Dignitätsprädikat, das der Text durch eine bestimmte Konstruktion seiner Elemente verleiht. Geertz' Ausgangsproblem scheint eine puristische, entreferentialisierende Lektüre zu erzwingen. Es muß daher geklärt werden, wie dieser Aspekt mit dem starken referentiellen Anspruch der Ethnographie zu vermitteln ist.

10 Vgl. auch DB, 24. Hier stellt Geertz fest, daß es "in der Untersuchung von Kultur ... (nicht) möglich ist, eine Grenze zwischen Darstellungsweise und zugrunde liegendem Inhalt zu ziehen".

gleichermaßen geteilt. So hat Paul Ricoeur unter Rekurs auf Freud in mehreren Arbeiten vorgeschlagen, sinnhaftes Handeln als Text zu betrachten¹¹, weil es den gleichen interpretatorischen Prozessen unterzogen werden muß wie literarische Werke und überdies eine Form der Objektivation¹² darstellt, die der schriftlichen Aufzeichnung eines Textes ähnlich ist. Ricoeur bringt den ebenfalls bei Dekonstruktivisten¹³ (wenn auch mit anderen Konnotationen) äußerst beliebten Term "inscription" ins Spiel, um - wie Geertz es pointiert ausdrückt - die eigentümliche Fixierung der Bedeutung im Fluß der Ereignisse, das Gerinnen des Verhaltens zur Kultur, des Geschehens zur Geschichte zu bestimmen¹⁴.

Als zentralen Grund für seinen Ansatz führt er den Umstand an, daß alle sozialen Phänomenen einen semiologischen bzw. symbolischen Charakter aufweisen. Die Substitution von Zeichen durch Dinge und die Repräsentation von Dingen durch Zeichen ist für ihn mehr als ein sekundärer Effekt des

11 Paul Ricoeur, *De l'interprétation, essai sur Freud*, Paris 1965; "The Model of the Text: Meaningful Action Considered as a Text", *Social Research* 38, 1971, 529-562; dt.: "Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen", in: Walter L. Bühl (Hg.), *Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen*, München 1972, 252-283. Zur Kritik an diesem Versuch vgl. Thomas Luckmann, "Zum hermeneutischen Problem der Handlungswissenschaften", in: M. Fuhrmann/H.R. Jauß/W. Pannenberg (Hg.), *Text und Applikation* (Poetik und Hermeneutik IX), München 1981, 513-523.

12 Dieser Begriff bezeichnet den wissenschaftlich bestimmbareren Status, den die Ausdruckserscheinungen des Lebens haben, in einem vierfachen Sinn:

- "die Fixierung von Sinngehalten",
- "die Trennung von Sinngehalt und geistiger Ostentation des Autors",
- "die Entfaltung von nicht-ostentativen Bezügen" und
- "die unbegrenzte Reihe der Adressaten" von Texten ("Der Text als Modell", 268).

Es wird damit jedoch kein objektivistischer Anspruch der Text-Interpretation erhoben.

13 Siehe etwa Derridas gegen Hegel gewandte These, "daß das Spiel die Arbeit des Sinns oder den Sinn der Arbeit begreift, daß es sie jedoch nicht in den Begriffen des Wissens, sondern in den Begriffen des Eingeschriebenseins enthält: der Sinn ist eine Funktion des Spiels, er ist an einem Ort in die Konfiguration eines Spiels, das keinen Sinn hat, eingeschrieben" (*Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt a.M. 1976, 393f.).

14 Vgl. Geertz' Diskussion dieses Vorschlags in LK, 30ff., sowie in IC, 19. Hier beantwortet Geertz die Frage "What does writing fix?" mit einem Zitat aus Paul Ricoeurs einschlägigem Aufsatz "The Model of the Text" (unterläßt es aber, die Fundstelle auf Seite 532 anzugeben): "Not the event of speaking, but the 'said' of speaking, where we understand by the 'said' of speaking that intentional exteriorization constitutive of the aim of discourse thanks to which the *Sagen* - the saying - wants to become *Aus-sage* - the enunciation, the enunciated. In short, what we write is the *noema* ["thought", "content", "gist"; C.G.] of the speaking. It is the meaning of the speech event, not the event as event".

gesellschaftlichen Lebens, sie ist ein Phänomen, das die gesamte soziale Wirklichkeit von Grund auf prägt. Das auf Wittgenstein zurückgehende Theorem der Konstitution sprachlicher Bedeutung im sozialen Gebrauch bzw. im kulturellen Kontext erhält auf diese Weise eine texthermeneutische Fassung, die Geertz mit leichten Modifikationen übernommen hat.

Unter strukturalistischem Gesichtspunkt plädierte ferner Roland Barthes für einen Textbegriff, der nicht nur Konfigurationen sprachlicher Zeichen, sondern auch kulturelle Objekte wie z.B. Kleidungsstücke, Autos, Nahrungsmittel, Gesten u.a. umfaßt und sogar die Rede von einem "Text des Lebens"¹⁵ erlaubt.

Bei Claude Lévi-Strauss, dem (für Geertz) klassischen Vertreter des Strukturalismus, wird die Stelle eines umgreifenden Textmodells durch den in seinen Merkmalen aber ganz ähnlich bestimmten Begriff des Geistes besetzt. Dieser "Geist" läßt sich als universelle Intelligibilität beschreiben, die alle sozialen und kulturellen Phänomene, sprachliche Ausdrucksformen und Zeichensysteme ebenso wie Siedlungstypen, Heiratsregeln, Kulte, Werkzeuge etc. durch zerlegende und restrukturierende Leistungen vermittelt¹⁶.

Jacques Derrida schließlich, der die provozierendste Fassung des generalisierenden Textbegriffs vorschlug¹⁷, ging bereits in seinem ersten Versuch einer dekonstruktiven Lektüre davon aus, daß "der Akt sprachlicher Formulierung ... von Anfang an in eine Kultur"¹⁸ einführt.

Während aber Hermeneutiker mit diesem Konzept kulturelle Zusammenhänge als grundsätzlich verständliche, ggf. durch den Einsatz hochkomplizierter Verfahren interpretierbare Gebilde entwerfen, erweitern Strukturalisten den Textbegriff zwar auch, um nachzuweisen, daß extra-verbale

15 Roland Barthes, *Das semiologische Abenteuer*, Frankfurt a.M. 1988, 11; sowie ders., *Das Reich der Zeichen*, Frankfurt a.M. 1981 (= RZ).

16 Vgl. u.a. Claude Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt a.M. 1968.

17 Vgl. Derridas berühmt-berüchtigte Formulierung: "Il n'y a pas de hors-texte" (*De la grammatologie*, Paris 1967, 142) bzw.: "Ein Text-Äußeres gibt es nicht" (*Grammatologie*, Frankfurt a.M. 1983, 274). Mit dem allgemeinen Textbegriff überführt Derrida die saussure-sche Differenz zwischen Signifikat und Signifikant in die *différance* des verzögerten und verstreuten Sinns.

Siehe dazu Jürgen Habermas' Kritik an Derridas Begriff des "allgemeinen Textes" (*Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a.M. 1984, bes. 224ff.). Zur Geschichte der Welterschließung durch Metaphern der Lesbarkeit und Textualität vgl. generell Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a.M. 1981.

18 Jacques Derrida, *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie*, München 1987, 137. Zum Textbegriff Derridas vgl. auch *Positionen*, Wien 1986, 64ff., sowie *Dissemination*, Wien 1995, 71f.

kulturelle Objekte "etwas ... bedeuten"¹⁹, aber sie führen diesen Nachweis nicht, um den Sinn der analysierten Kulturphänomene zu entschlüsseln, sondern um die "semantischen Techniken", die "Regeln und Zwänge der Ausarbeitung dieses Sinnes"²⁰, zu erforschen. Dekonstruktivisten wiederum begreifen diese Zwänge als unhintergehbare interne Subversionsprozesse jeder Sinnbildung. Mit der Verknüpfung von Text und sozialer Welt wollen sie sichtbar machen, daß die zunächst an sprachlichen Relationen und Oppositionen aufgezeigte "Äquivokität ... ein Geburtsmerkmal aller Kultur"²¹ ist und die gesellschaftlich konstituierten Bedeutungen sich daher im Akt ihrer Evokation denen, die sie benutzen, unvermeidlich zugleich auch entziehen.

Philologen haben angesichts dieser Skizze eine vergleichsweise einfache Wahl zwischen 1. sinnhaftem Verstehen, 2. formaler Beschreibung der Beziehungen signifikanter Elemente und 3. dem Aufweis paradoxal konstituierter Bedeutungszusammenhänge, die in Texten qua Kulturen sich manifestieren. Für den empirischen Forscher, der Kulturen als Texte fassen will, kompliziert sich die Lage²². Er kann konsequent menschliches Handeln

19 Roland Barthes, *Literatur oder Geschichte*, Frankfurt a.M. 1969, 71 (= LG). An diesem Punkt setzt sich interessanterweise Michel Foucault explizit vom strukturalistischen Programm ab, weil hier das Modell der Sprache benutzt wird "für die Analyse der Erscheinung anderer Bedeutungen, die nicht eigentlich sprachlicher Natur sind", während er die Bedingungen untersuchen will, "unter denen der Sinn erlischt, damit etwas anderes erscheinen kann" (M. Foucault, *Von der Subversion des Wissens*, München 1974, 9f.).

20 LG, 73, 67. Auffällig ist, daß dieser Sinn in fast positivistischer Manier wie ein bereits vorliegendes Material aufgegriffen wird und nur seine strukturelle Komposition als kreative bzw. konstruktive Tätigkeit zur Geltung kommt. In den Augen des Strukturalisten ist natürlich die Herstellung der Bedeutung wichtiger als die Bedeutung selbst (vgl. u.a. Roland Barthes, "Die strukturalistische Tätigkeit", in: *Kursbuch* 5, 1966, 195). Die plausible These, daß Bedeutung nur innerhalb eines differentiellen Feldes entstehen kann, führt nun aber offenbar zu einer internen Verdopplung im Theoriedesign. Die Rekonstruktion der vernetzten Bedeutungen im Sinne einer "Mimesis" (ebd., 192) an ihre funktionalen Beziehungen (und nicht an ihre Substanzen) muß einzelne Bedeutungen bereits voneinander unterschieden haben, ehe sie in Serien, Kreuztabellen und anderen Konstellationen einer strukturellen Ordnung unterworfen werden können. Der vorausgesetzte Prozeß der Bedeutungsherstellung wird letztlich einem latenten System von Differenzen zugeschrieben, das in der effektiv entworfenen Struktur nur als Objekt von Verweisen vorkommt. Es ist nicht zuletzt dieses Problem, das den sog. Neo-Strukturalismus Derridas und anderer auf den Plan gerufen hat.

21 Jacques Derrida, *Husserls Weg*, 137.

22 Dies gilt auch dann, wenn der Ethnologe eine "new philology" fordert, die z.B. das javanesisches Schattenspieltheater als "a mode of text building, a way of putting symbols together to construct an expression", zu analysieren vermag, also die Aufgabe hat, "to construe

und soziale Institutionen als sinnhafte Gebilde interpretieren und die Differenz zwischen Erleben und Handeln, zwischen Agieren und Glauben/Meinen, zwischen Verhalten und kommunizierten Ideen radikal einebnen, oder er kann sich damit begnügen, die Gewichte der Analyse zwischen den genannten Polen zu verschieben.

Es ist nicht auszuschließen, daß ein solch bescheiden anmutender Versuch letztlich auch auf eine Nivellierung von Ideen und Aktionen herausläuft. Aber zunächst macht es einen gravierenden Unterschied, ob man Handlungsmuster mit Textstrukturen gleichsetzt oder ob man im Zuge einer sozialen Analyse in erster Linie untersucht, wie ein Volk "die Dinge sieht" und nicht beobachtet, wie es "sich verhält", also der Auffassung zuneigt, "daß die menschliche Kultur weniger aus Gebräuchen und Institutionen besteht als vielmehr aus den Interpretationen, die die Mitglieder einer Gesellschaft ihrer Erfahrung geben"²³. Geertz geht (vorsichtig genug) noch davon aus, daß das "Verhalten" den "Rahmen" bildet, in dem "kulturelle Formen ihren Ausdruck finden" (DB, 25). Kultur nennt er die "selbstgesponnenen Bedeutungsgewebe", in die Menschen "verstrickt" (DB, 9) sind, bzw. die aus "sozialem Material geschaffenen Phantasiebildungen" (DB, 254), mit deren Hilfe die Menschen sich selbst darstellen und interpretieren. Die Differenz zwischen Kultur und sozialem System ist auf diese Weise nicht eliminiert (DB, 99)²⁴, sondern es wird

it [den Ausdruck], to understand not just what it means but how it does so" (LK, 31). Mit dem affirmativen Bezug auf dieses Programm des Ethno-Linguisten A. Becker nähert sich Geertz offenbar unbemerkt der Position Barthes, dessen Hauptinteresse zunächst dem Bedeuten galt, und das heißt: nicht den durch die Schrift objektivierten Bedeutungen (den "inscriptions" Ricoeurs), vielmehr der Verbindung zwischen dem, was bedeutet (Signifikant), und dem, was bedeutet wird (Signifikat), also "nicht den Formen und nicht den Inhalten, sondern dem Prozeß, der sich zwischen den einen und den anderen vollzieht" (LG, 70). Daß zur Beschreibung dieses Prozesses ein "System formaler Natur" (ebd.), entwickelt werden muß, ist dann die entscheidende Prämisse, die das strukturalistische Unternehmen, dem Geertz so ablehnend gegenübersteht, charakterisiert.

23 Clifford Geertz, *Religiöse Entwicklungen im Islam*, Frankfurt a.M. 1988, 132 (=RE).

24 Die von Dan Sperber geübte Kritik an Geertz läuft daher ins Leere. Geertz hat einen "engeren, präziseren" als den gemeinhin verwandten Kulturbegriff im Sinn (DB, 9). Er räumt ein, daß nicht nur symbolisch vermittelte "Vorstellungsstrukturen", sondern auch "andere Determinanten menschlichen Verhaltens" (DB, 39) wirksam sind. Sein Ansatz zielt freilich darauf, "die typischen Eigenschaften" der Vorstellungsstrukturen gegenüber diesen Faktoren explizit herauszustellen. Sperber unterstellt dem semiotischen Kulturkonzept einen unbrauchbaren Bedeutungsbegriff: "Versteht man 'Bedeutung' in einem weiten Sinne, dann bedeutet alles und jedes etwas: Die Wolken bedeuten z.B., daß es regnen wird. Die Tatsache, etwas zu bedeuten, charakterisiert nicht allein die kulturellen Phänomene, und insofern ist sie

zunächst nur ein Paradigmenwechsel in der Forschungsmethode angezeigt: Man geht von "den funktionalistischen Beschreibungen der der Gesellschaft zugrunde liegenden Mechanismen" über zu "deutenden Beschreibungen der von dieser Gesellschaft getragenen Lebensformen" (DB, 288).

Ist dieser Schritt vollzogen, so steht man freilich vor einer weiteren Option: Man kann das Sinnverstehen als Versuch betrachten, eine objektive Bedeutung zu entschlüsseln, man kann aber auch - wie Geertz - das Selbstverständnis der Betroffenen berücksichtigen und die "symbolischen Formen, mit denen sich die Leute tatsächlich vor sich selbst und vor anderen darstellen" (DB, 293), herausarbeiten und untersuchen. Natürlich liegt auch hier bereits eine Interpretation des Beobachters vor, dessen ist sich Geertz trotz der Verwendung des Wortes "tatsächlich" bewußt: "Schon auf der Ebene der Fakten ... erklären wir, schlimmer noch: erklären wir Erklärungen" (DB, 14). Aber die Resignation, zu der ein solches Statement unweigerlich zu führen scheint, schwindet laut Geertz, wenn man die Sichtweise, die der "erweiterte" Textbegriff (DB, 253) etabliert, ernst nimmt. Der Versuch, herauszufinden, wie sich die Eingeborenen selber verstehen, ist ein Prozeß, der dem "richtigen Erfassen eines Sprichworts" (DB, 308) oder der Deutung eines Kunstwerkes, also einer trotz aller Erfahrungen des Scheiterns beständig geübten kulturellen Deutungspraxis ähnelt. Man steht als Ethnologe vor der Aufgabe, "das Wissen, das die symbolische Handlung über sich selbst" (DB, 39) hat, zu reformulieren, und das heißt nichts anderes, als mit Hilfe von Interpretationen in den Selbstbezug der kulturellen Symbole einzudringen.

Die Frontstellung dieses von allen objektivistischen Ansprüchen gereinigten hermeneutischen Programms gegen strukturalistische und besonders dekonstruktivistische Positionen, deren Vertreter sich als "against-interpretation mandarins" (LK, 34) abkanzeln lassen müssen, wird klarer, wenn man einen Blick auf das dramatische Szenario wirft, mit dem Geertz zu verschiedenen Anlässen²⁵ Geschichte und aktuelle Lage der Ethnologie beschrieben hat. Der rhetorische Zug dieser Erzählung von Aufstieg und Dekadenz, Souveränität

... hier nicht in Betracht zu ziehen. Definiert man 'Bedeutung' so genau, wie es die Linguistik verlangt, dann lassen sich überall kulturell bedeutsame Phänomene finden, obgleich sie nie allein auftreten: Sie hängen stets mit anderen - etwa ökologischen und psychologischen - Phänomenen zusammen. Die Vorstellung des Ethnologen, der lediglich 'Texte' beschreibt und semiologisch interpretiert - diese Vorstellung ist zwar verlockend, aber leider verfehlt" (*Das Wissen des Ethnologen*, Frankfurt/New York 1989, 22).

25 Vgl. das Vorwort zu *Local Knowledge*; "Distinguished Lecture: Anti Anti-Relativism", *American Anthropologist* 86 (1984); "Waddling in", *Times Literary Supplement*, 7. Juni 1985.

und Krise fordert natürlich die Anwendung seiner Theoreme über Textstrategien auf die eigenen Arbeiten geradezu heraus:

Lange sei die Ethnologie eine der schlichsten wissenschaftlichen Disziplinen gewesen, abhold jeder heftigen intellektuellen Präention und merkwürdig stolz auf ihr Außenseiter-Image. Doch plötzlich und unerwartet habe sie eine Sonderstellung innerhalb einer theoretischen Strömung gewonnen, die kontextualistische, antiformalistische und relativistische Tendenzen bündele und Forschungsinteressen wecke, die sich eher auf die Formen, in denen über die Welt gesprochen werde, erstreckten als auf die Frage, was die Welt im Innersten zusammenhalte. Unter Ethnologen, deren Texte man einst zur Unterhaltung, aus Neugier, zur Erweiterung des moralischen Horizonts und in den kolonialen Zeiten aus Interesse an administrativer Verwendung konsumierte, entfalteten diese vielleicht gar nicht so neuen, aber frisch in Umlauf gebrachten Gedanken eine brisante Wirkung. Da Ethnologen einen gleichsam natürlichen Hang zum Positivismus besäßen, würden sie von sprachkritischen Reflexionen²⁶, wenn sie einmal die Abwehrmechanismen praktischer Forscheroutine durchschlagen hätten, in besonderem Maße irritiert und gerieten dann leicht in Gefahr, hypertrophe Reaktionsmuster auszubilden. Das Wissen um "die Unzulänglichkeit von Wörtern angesichts von Erfahrung und ihre Neigung, nur in andere Worte weiterzuführen" (KW, 134), versetze Ethnologen verständlicherweise in größere Verwirrung als Dichter oder Mathematiker²⁷. Das dekonstruktive Auflösen traditioneller Unterscheidungen, das die Forscher anderer Fächer spielend absorbierten, bliebe bei Ethnologen eben kein akademisches Glasperlenspiel, sondern verändere die reale Begegnung mit dem Forschungsgegenstand ebenso nachhaltig wie die

26 Man erinnere sich an Paul de Mans rabulistisches Statement: "Hat die Reflexion auf die Figürlichkeit der Sprache einmal eingesetzt, gibt es weder Halt noch Ziel" ("Epistemologie der Metapher", in: Anselm Haverkamp (Hg.), *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1983, 424).

27 Der dem Fach immer schon als "typische Häresie" nachgesagte Relativismus (vgl. z.B. Bernard Williams, *Der Begriff der Moral*, Stuttgart 1986, 28) ist zunächst nur eine auf Recht und Moral, Sitten und Gebräuche bezogene Annahme der Gleichrangigkeit unterschiedlicher Lebensformen gewesen, die keine erkenntnistheoretische Skepsis implizierte. Erst die derzeit grassierenden Philosopheme auf den Spuren Nietzsches haben die methodisch bisher maßgebliche Grenze zwischen Moral und Erkenntnis eingerissen. Mit dem Durchbruch der erkenntnistheoretischen Skepsis bei einer ganzen Reihe von Ethnologen hat sich paradoxer- und konsequenterweise zugleich die berüchtigte relativistische Moral des Fachs in eine absolute Moral der Selbstbezüglichung, die die kolonialistische Hypothek zum Thema hat, verwandelt. - Vgl. dazu Geertz' Angriff auf "Malinowskis Kinder", den ich in Kapitel VI diskutiere.

Herstellung von Publikationen und verleite schließlich auch noch dazu, die fundamentale Differenz zwischen Feld und Schreibtisch zu verwischen. Eine Disziplin, die sich ohnehin dem Fremden widme, sei ruiniert, sobald sie, statt als Träger subversiver Einsichten zu fungieren, sich selbst zum Gegenstand der Dekonstruktion mache. Die Ethnologie habe durch ihre eindringliche Darstellung des Heterogenen eine Vorreiterrolle bei der Erschütterung der alten Welt und ihrer Ideologien gespielt und mit einigem Erfolg versucht, das Überkommene aus der Balance zu bringen. Es wäre daher unerträglich, wenn nun, da die Distanzen und Andersheiten, denen sie Anerkennung verschafft habe, immer stärker ins allgemeine Bewußtsein träten, das Erreichte durch einen verquälten Skeptizismus verspielt würde.

Auf der Folie dieses in kräftigen Farben gemalten Genrebildes verknüpft Geertz den integralen kulturalistischen Textbegriff, der auf verborgene Symbolstrukturen zielt, ganz bewußt mit einem auf den ersten Blick recht konventionellen Verständnis von Rhetorik. Er verteidigt eine Position, die in den gegenwärtigen Diskussionen eher marginalisiert, wenn nicht verabschiedet wird. Die meisten ihrer neuen (strukturalistischen und dekonstruktivistischen) Fürsprecher²⁸ verstehen nämlich unter Rhetorik nicht mehr eine je nach den eingesetzten Mitteln zwischen betörender Virtuosität und beschämender Plumpheit oszillierende Technik der Persuasion, sondern die zugleich weltbildende und weltverstellende Tropologie der Sprache, die jeden Akt des Erkennens unhintergebar prägen soll. Sprachliche Figuren konstituieren dieser Auffassung zufolge also gerade die möglichen Gegenstände der Erfahrung, die aus der Sicht des Alltagsbewußtseins durch die Zeichen bloß ausgedrückt oder repräsentiert werden²⁹. Geertz trennt demgegenüber die

28 Man beachte freilich die Position, die Paul Valéry bereits 1929 eingenommen hat: "Der antiken Rhetorik galten als Schmuck und Kunstgriffe jene Figuren und Beziehungen, welche die zunehmende Verfeinerung der Dichtung schließlich als Wesen ihres Gegenstandes erkannt hat; und in denen eines Tages die fortgeschrittene Analyse Auswirkungen sehen wird von tieferliegenden Eigenheiten oder dessen, was man *Formempfinden* nennen könnte." (*Werke* 5, Frankfurt a.M. 1991, 282; *Oeuvres II*, Paris 1960, 551). Vgl. auch den parodistischen Kommentar von André Breton und Paul Éluard, "Notes sur la poésie", in: *La Révolution Surréaliste*, 12. Dez. 1929, 53ff.

29 Eine dritte kontemporäre Position versucht das Gleichgewicht zu halten zwischen publikumsbezogener Wirkung durch die Sprache und figuraler Vernetzung in der Sprache. Unter Rückgriff auf die rhetorische Topik hat Chaim Perelman das persuasive Element der Sprache in eine umfassende Theorie der Argumentation eingefügt und diese Sicht am Gerechtigkeitsproblem expliziert (Chaim Perelman/Lucie Olbrechts-Tyteca, *The New Rhetoric*, London 1971). Daß Geertz hieran nicht anschließt, ist leicht einzusehen. Denn er geht davon

erkenntnistheoretische scharf von der rhetorischen Sphäre³⁰ und zentriert seinen affirmativen Rhetorikbegriff um jene häufig als sachlich unangemessen und trügerisch diskreditierten Strategien, mit denen der Text seine Leser um fast jeden Preis zu *überzeugen* sucht. Erkenntnistheoretische Fragen sind dieser Konzeption zufolge im Kern nur für die Feldforschung, also die Herstellung des Gegenstandes der konkreten ethnologischen Beobachtung vor Ort bzw. die Genese des "Fremden", relevant. Rhetorische oder literarische Fragen betreffen dagegen die Produktion von Texten am Schreibtisch mit Blick auf ein fachgelehrtes Kollegen- oder ein rhapsodisch interessiertes Laien-Publikum, das informiert, unterhalten, hingerissen, mit einem Wort: überzeugt werden will und muß. Als zentrales Kriterium für den differenzierenden Umgang mit erkenntnistheoretischen und literarischen Fragen wird sich - wie noch zu zeigen ist - die Zugriffsmöglichkeit auf relevante Vorverständnisse im Prozeß des Verstehens/Lesens erweisen.

Daß Geertz den Überzeugungseffekt ins Zentrum seines Rhetorikkonzepts stellt, beruht nicht auf einer altmodischen Vorliebe, sondern hat einen systematischen Stellenwert; denn sein semiotischer Kulturbegriff ist auf persuasive Leistungen explizit zugeschnitten. Kultur wird gefaßt als ein "historisch überliefertes System von Bedeutungen, die in symbolischer Gestalt auftreten, ... mit dessen Hilfe die Menschen ihr Wissen vom Leben und ihre

aus, daß der ethnologische Diskurs seine Wirkung nicht primär mit Argumenten erzielt (vgl. KW, 13), wenngleich er auf Argumente nicht verzichten kann. Geertz' letztlich an der Ausgewogenheit emotionaler und intellektueller Funktionen orientierte Konzeption wird durch einen vierten Standpunkt moderner rhetorischer Analysen relativiert, den Karl Heinz Bohrer gegen die herrschenden Trends entfaltet hat. Im Ausgang von Pseudo-Longinus, Burke und Nietzsche verschärft Bohrer die Frage nach dem Wirkungsaspekt der Rhetorik im Horizont einer Klärung des Eigensinns ästhetischer Phänomene (*Plötzlichkeit. Zum Augenblick des ästhetischen Scheins*, Frankfurt a.M. 1981, 126ff.). Dieser ungewöhnliche Zugriff macht auf den temporalen Duktus von Texten und auf jene kompositorischen Verdichtungen aufmerksam, mit denen Texte affektive Wirkungen erzielen. Texte, die ihre Leser erstaunen und erschüttern, zur Ekstase statt zur stets noch rational vermittelten Überzeugung führen, weisen besondere Merkmale auf. Ihre Autoren arbeiten mit semantischen und formalen Zuspitzungen und Überraschungen, Turbulenzen, Skandierungen und Brüchen, um die ästhetische Epiphanie, von der sie sich die angestrebten Effekte versprechen, nicht bloß als interpretatorische Kategorie einer Kunstphilosophie, sondern auch als Akt der Darstellung zu erfassen.

30 Diese Position ähnelt auf den ersten Blick der Auffassung von Donald Davidson, der epistemologische von sprachanalytischen Fragen strikt getrennt hat. Geertz möchte mit seiner Unterscheidung vordringlich auf die rhetorische Erzeugung referentieller Bezugnahmen in Texten aufmerksam machen. Zum Verhältnis Geertz-Davidson vgl. den Exkurs am Ende des Kapitels.

Einstellungen zum Leben mitteilen, erhalten und weiterentwickeln" (DB, 46). Symbole (besonders religiöse) haben dann die Funktion, die Weltauffassung eines Volkes, das "Bild, das es über die Dinge in ihrer reinen Vorfindlichkeit hat, ... zu etwas emotional Überzeugendem" (DB, 47) zu machen. Diese Kongruenz von Methode und zu erforschendem Gehalt findet sich in noch verstärktem und um eine besondere Pointe erweitertem Maße auf der Ebene der "Bedeutungen". Denn sie gelten nicht bloß als semantische Einheiten, mit deren Hilfe 1. die Handlungsprozesse auf Seiten der beobachteten Eingeborenen koordiniert werden und 2. die Entschlüsselungsbemühungen des analysierenden Ethnologen ablaufen, sondern auch als eine Art Existential der menschlichen Gattung, die ihren "Hauptzweck" darin sieht, "dem Leben Bedeutung zu verleihen" (DB, 233).

Als Autor von *Works and Lives*³¹, das als "an ethnography of anthropology"³² gelten darf, richtet Geertz nun sein Augenmerk auf die Transformation unmittelbarer (wie immer auch durch Erwartungen vorbestimmter oder durch blinde Flecken beeinträchtigter) Erfahrungen in einen durch den qual- oder lustvollen Sog leerer Blätter geprägten Text, der schließlich so etwas wie Autorität ausstrahlen soll. Er fragt nach der Überzeugungskraft der Klassiker und zeigt, daß weder die Menge der angeführten Fakten noch die Qualität theoretischer Argumentationen ausschlaggebend sind, sondern das sprachliche Gepräge, durch das es gelingt, Intensität und Echtheit der Begegnung mit der fremden Kultur glaubhaft zu machen.

Jede Kultur, die als Text, und jeder Text, der als rhetorisches Konstrukt gelesen wird, zerfällt (nach den Regeln der hermeneutischen Methode) in eine manifeste und eine latente Schicht³³. Die verborgene Ebene, die die grundlegenden und determinierenden Bausteine enthält, kann nun aber für Geertz

31 Siehe dazu unten Kapitel VI.

32 Bruce Kapferer, "The Anthropologist As Hero", in: *Critique of Anthropology* 8/2, 77.

33 Auch die dekonstruktive Lektüre teilt diese Annahme zunächst: "Ein Text ist kein Text, solange er nicht dem ersten Blick ... das Gesetz seiner Komposition und seiner Regeln des Spiels *verbirgt*." Aber anders als beim hermeneutischen Ansatz ist diese Latenz eigentümlich interpretationsresistent: "Ein Text bleibt für immer unwahrnehmbar. Seine Gesetze und Regeln sind jedoch nicht in der Unzugänglichkeit eines Geheimnisses verankert; es ist einfach so, daß sie in der Gegenwart nicht in irgendwas verbucht werden können, das man auf strenge Weise eine Perzeption nennen könnte" (Derrida, *Dissemination*, 71).

Die Implikationen der hermeneutischen Unterscheidung manifest/latent werden noch Gegenstand ausführlicher Erörterungen sein.

nicht allein von außen aufgeschlüsselt und in erklärende Begriffe übersetzt werden. Ihre Deutung bedarf der Mitwirkung der Akteure und Verfasser. So ist für die Interpretation kultureller Phänomene das Selbstverständnis der Handelnden³⁴ ebenso unverzichtbar wie bei der rhetorischen Textanalyse der Identitätsentwurf des Autors.

Dabei geht es im letzteren Fall freilich nicht um die Ermittlung einer gleichsam *hinter* dem Text liegenden Intention des Autors, sondern um eine *im* Text selbst zur Geltung gebrachte Dimension³⁵. Geertz' doppelgleisige Methode scheint zunächst die Kommensurabilität zweier unterschiedlicher Autorschaften hermeneutisch sicherzustellen. Die Forschungsreise in die Institutsbibliotheken verläßt sich nicht weniger auf symbolische Wegweiser und wegweisende Symbole als die Erkundung wildfremder Institutionen und Biorhythmen. Der Autor, der am Schreibtisch rhetorische Textkulturen anlegt, erfährt die gleiche Aufmerksamkeit und Berücksichtigung wie der Produzent kultureller Texte im Feld, dessen "native point of view" den Schlüssel zur Interpretation liefert. Geertz geht davon aus, daß für die rhetorische Analyse ethnographischer Schriften die Rolle des Autors ein besonderes Gewicht hat, weil diese Texte aus Erfahrungen konstruiert werden, die letztlich biographisch

34 Jedes Verstehen, das das Selbstverständnis des zu verstehenden Anderen nicht einzu beziehen versucht, ist für Geertz (und damit spezifiziert er den inflationären Begriff) ethnozentrisch. Daß es auch die Form eines "tödlichen Verstehens" annehmen kann, zeigt der Strukturalist Tzvetan Todorov in seiner brillanten Studie *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen* (Frankfurt a.M. 1985). Er expliziert die Logik eines derartigen Verstehens am Umgang der Spanier mit den Indianern. "Die Spanier verstanden die Azteken nicht nur recht gut, sie bewunderten sie überdies auch noch, und dennoch haben sie sie vernichtet" (ebd., 157), denn ihr Verstehen orientierte sich nur an Objekten, Bauwerken, Waren, Kunstgegenstände etc. und nicht an den Selbstinterpretation der Eingeborenen.

Hätten die Spanier Interesse an der kulturellen Identität der Fremden gehabt, so wären ihnen - folgt man Geertz' Konzeption - auch die Objekte, die sie bestaunten, als Ausdrucksweisen des indianischen Selbstverständnisses zugänglich geworden. So aber wurde nur eine "Opfergesellschaft" durch eine "Massakergesellschaft" ausgerottet.

35 Die Mißverständnisse, die manche von Geertz' Formulierungen über den "Autor" geradezu herausfordern, schwinden, wenn bedacht wird, daß seine Konzeption auf die nicht-intentionalistische Hermeneutik Ricoeurs zurückgeht. Wird dieser wichtige Gesichtspunkt (auf den ich noch zu sprechen komme) übersehen, so kann *Works and Lives* gelegentlich durchaus als Revokation einer subjektivistischen Interpretationspraxis erscheinen, die sich in einem eigentümlichen Zirkel bewegt. Es entsteht dann der Eindruck, in den klassischen Texten würden Indizien für bestimmte charakterologische Eigenschaften von Autoren sichergestellt, aus denen dann wiederum ganze Theoriekonzeptionen als funktionale Erfordernisse für die Persönlichkeitsentfaltung bzw. -stabilisierung der Verfasser abgeleitet werden.

verankert sind. Überzeugungskraft und Autorität besitzt ein völkerkundliches Werk folglich allein kraft der narrativen Verfahren, mit denen die Präsenz des Autors als Autorität im Text zunächst zur Geltung gebracht und dann in den sachhaltigen Bestimmungen des Textes gleichsam aufgelöst oder aufgehoben wird. Solange aber das Etablieren und Verdecken der Autorpräsenz auf erkenntnistheoretische Probleme projiziert und im Horizont der Gefahren subjektiver Entstellung vermeintlich objektiver Fakten verstanden wird, bleiben nach Geertz' Ansicht die entscheidenden sprachlichen Manöver der Autorisierung des Textes außerhalb des Blickfeldes.

Inwieweit die Parallelführung der theoretischen Ansätze, des semiotischen Kulturbegriffs und der rhetorischen Lektüre ethnographischer Texte und die Abstimmung ihrer Implikationen tatsächlich gelingt, kann nur ein Blick auf die konkreten Analysen zeigen. Vorab sind jedoch noch zwei zentrale Punkte zu erörtern: einmal die methodologisch folgenreiche Auseinandersetzung, die Geertz mit jenen strukturalistischen Autoren geführt hat, die den Tod des Autors ohne Umschweife verkünden, und zum anderen der Kunst- bzw. Literaturbegriff, von dem die in *Works and Lives* vorgelegte Analyse der völkerkundlichen Rhetorik ausgeht. Geertz muß von seinem hermeneutischen Ansatz her die berüchtigte These von Barthes³⁶ und Foucault³⁷ natürlich als ebenso programmatisches wie proklamatorisches Credo verstehen, das aus der Perspektive einer biographisch gesättigten Ethnologie notgedrungen in die Irre führt. Er kann sie daher als buchstäbliche Behauptung getrost übergehen und seine Aufmerksamkeit der eigentümlichen Transformation widmen, die das Todesurteil über den Autor im Zuge seiner essayistischen Begründung erfährt. Foucault unterstellt einen bereits bestehenden Konsens über die Gleichgültigkeit³⁸ von Wissenschaft und Kritik gegenüber dem "Autor" und schreibt damit

36 Roland Barthes, "Schriftsteller und Schreiber", in: LG, 44-53; sowie ders., "La mort de l'auteur", in: *Manteia* 5, 1968, 12-17.

37 Michel Foucault, "Was ist ein Autor?", in: *Schriften zur Literatur*, München 1974, 7-31.

38 Ebd., 11. Foucault ergänzt sein Statement über den faktischen Zustand der allgemeinen Indolenz in Autorfragen mit zwei wenig überzeugenden begrifflichen Erläuterungen.

Zunächst möchte er den Abschied von einer Theorie der vor-ausdrücklichen Bedeutung (etwa vom Schlage Husserls) als Indiz für den Abschied vom Autor verstanden wissen. Der Verzicht auf eine "Innerlichkeit", die des Sinns bzw. des Signifikats gleichsam zeichenlos habhaft ist, wird als radikale Veräußerlichung der Bedeutung in ein differentielles Signifikantenmaterial gewertet, das einen "Raum" öffnet, "in dem das schreibende Subjekt immer wieder verschwindet" (ebd.). Aber diese Öffnung besagt nichts anderes als die triviale Tatsache, daß alle Sprechenden und Schreibenden Subjekte (nach Maßgabe ihrer sozialen Artikulations-

einer umstandslos konstatierten geistesgeschichtlichen Lage zu, was doch seine Methode als Sichtweise erst initiieren möchte. Er rechtfertigt seinen analytischen Zugriff, indem er ihn unfreiwillig als redundant bloßstellt. Eine derart schlichte Selbstsubversion wäre verheerend für das anspruchsvolle und originelle Programm, das Foucault vorschlägt. Er beeilt sich daher, seinen generellen Befund über ein vorherrschendes Meinungsbild, der keiner soziologischen Umfrage standhalten würde, einzuschränken. Er räumt ein, daß poetische und fiktionale Texte seit dem 17. Jahrhundert auf den Autor bezogen werden und daß auch "heutzutage" Bedeutung und Dignität literarischer Werke daran hängen, inwieweit die Position des Autors besetzt und gefüllt werden kann. Gegen diese Ideologie, die zu erkennen gibt, wie "unerträglich uns ... literarische Anonymität ist"³⁹, kann dann die auf Strukturen und funktionale Leerstellen gerichtete Perspektive aufgeboten werden.

Rekonstruiert man mit dieser Methode die Voraussetzungen, Leistungen und Effekte der Autorfigur, so stirbt in der Tat der Mythos von einer dem Text äußerlichen und ihm vorausgehenden Instanz, auf die er als seinen Ursprung laufend verweist. Zum Leben erweckt wird hingegen der Autor als ein innertextliches Ereignis, das die Vermittlung des Textes und des realen Kontextes, dem er sein Sinnpotential verdankt, in eigene Regie nimmt. Der Tod des Autors ist eine theoretische Chiffre für seine Wiedergeburt als textimmanente Konstruktion, als Resultat komplexer Operationen, die den verlorenen Kontext als rhetorisch inszenierbares Gebilde erneut aufrichten.

bedingungen) an dem Prozeß der Bedeutungsbildung beteiligt sind. Dieses Moment von Allgemeinheit macht die Besonderung eines Autors und seines Werkes per se nicht unmöglich, im Gegenteil: die damit gewonnene Pluralität von Sinnselektionen bereitet der individuellen Kombination, die sich als einzigartige behaupten kann, ohne aus dem Prozeß allgemeiner Bedeutungsbildung auszuscheren, erst den Boden. Der Autor löst sich nicht schon dadurch auf, daß der prinzipiell unzugängliche Bereich einer rein bewußtseinsmäßigen Form der Verfügung über Sinn als unzeitgemäßes Philosophem fallengelassen wird.

Noch fragwürdiger ist das zweite Argument, mit dem Foucault das Desinteresse am Autor sachlich begründen und nicht bloß als kontingente Mode aufgreifen will. Das Schreiben - wie signifikante Beispiele nahelegten - gelte historisch nicht länger als ein Mittel, den Tod zu bannen und fernzuhalten, (Blumenberg verteidigt freilich diese Sicht), sondern verlange das Opfer des Individuums, als eines sich im Prozeß der Textherstellung regelrecht verzehrenden Energiequantums. Doch auch wenn dies zutrifft, verschwindet damit der Autor keineswegs. Er wird vielmehr in den Text selbst immer mehr hineinverlagert und gewinnt Konturen, die er als narrativer Überlebensstrategie, der vielleicht noch an eine rein privat zugängliche Welt der Bedeutungstiftung glaubte, gar nicht haben konnte.

39 Ebd., 19.

Foucault bringt den Autor also nicht zum Verschwinden, sondern er transformiert ihn aus einer metaphysischen Substanz zu einem Ereignis, das der Text erzeugen muß, um als Text fungieren zu können. Dies zeigen gerade die Unterscheidungen, mit denen die Analyse arbeitet, um die Frage, was ein Autor als Autor hervorbringt, zu beantworten. Foucault differenziert zwischen der Funktion, die der Autor als Zurechnungsbasis eines Werks und als anerkannter Auslöser eines Diskurses, einer fachlichen Tradition oder einer theoretischen Schule besitzt. Die Umschreibungen beider Funktionstypen verweisen aber gleichermaßen auf das für Geertz zentrale Problem, wie nämlich der Autor jeweils in den Textformen präsent ist und rhetorisch zur Geltung gelangt. Die theoretische Betonung der textinternen Autor-Rolle schließt die Wahrnehmung der einschränkenden und zwanghaften Effekte der Autor-Funktion gerade nicht aus, sondern verleiht ihr besonderes Gewicht. Texte selbst, nicht erst der kritische Metadiskurs bilden das Spielfeld, auf dem die Last der Autorschaft wahrgenommen, abgeladen, zugedeckt, verleugnet und ggf. sogar durch eine tour de force des autoritären Narzißmus überkompensiert wird. Daß Foucault die von ihm selbst vorgeführte Verwandlung des prätextuellen in den textimmanenten, des substantiellen in den operativen, des totgesagten Autors in den bewußt konstruierten und reflektierten Autor, die man durchaus auch als eine Vermehrung seiner Relevanz verstehen könnte⁴⁰, nur als Form des Verschwindens thematisiert, liegt an begrifflichen Vorentscheidungen, die sich aus der Anlage seiner Theorie der abendländischen Geistesgeschichte ergeben. Bei Foucault ist nämlich das Problem des Autors (im Sinne des Produzenten von Texten oder des Inaugurators von Diskursen) nur ein Aspekt des umfassenden Problems des Subjekts. Die Idee des Subjekts (der "Menschen" qua Diskurszentrum) entsteht als Ergebnis einer Veränderung der Sprache, die sich nicht wiederum dem Subjekt als Leistung zurechnen läßt, sondern nur einen Entwicklungsschritt innerhalb einer anonymen Entelechie des Seins der Sprache⁴¹ oder der Erkenntnis und der mit ihr verknüpften Machtkonstellationen darstellt.

40 So Uwe Japp, "Der Ort des Autors in der Ordnung des Diskurses", in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1988, 233.

41 Gegen die Figur einer solchen eigenständigen Geschichte der Sprache sind auch sprachpragmatische Ansätze im Anschluß an Wittgenstein nicht völlig gefeit. Vgl. hierzu Albrecht Wellmers Begriff der "neuen Verwendungsweise", mit der er - im kritischen Gegenzug zu Manfred Franks individualhermeneutischer Sicht - die an jeder sprachlichen Innovation und Veränderung haftende vorgängige Allgemeinheit kenntlich zu machen versucht (*Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne*, Frankfurt a.M. 1985, 83).

Bei Foucault erscheint das paradigmatische Konzept "Mensch" bzw. das Subjekt auf der Bildfläche des Wissens, wenn die sprachlichen Repräsentationen der Dinge einen Mangel an Kohäsionskraft offenbaren, den sie nicht beheben können. Die Sprache des klassischen Repräsentationsdenkens löste ihrerseits das triadische Renaissance-Modell ab, das Worte und Dinge über verschiedene Figuren der Ähnlichkeit in Beziehung setzte. In die Krise geriet das klassische Konzept, das "die Dinge benennt, zerschneidet, kombiniert, verknüpft und entknüpft, indem (es) sie in der Transparenz der Wörter sichtbar macht"⁴², weil es weder die eigene Historizität noch Selbstbezüglichkeit erfaßte. An die Stelle des dualen Codes der Repräsentation, der die Zeichen und die Dinge nach Gesetzen und Regeln vermittelt, die die Sprache zwar selbst erzeugt, aber nicht in sich noch einmal abbilden und so kontrollieren kann, trat daher eine Figur, die auch diese Erzeugung der Vermittlungsregeln zu repräsentieren vermag. Genealogische, empirische und transzendente Aspekte der neuen Lösung des Problems, wie Worte und Dinge zueinanderstehen, wurden in einer kompakten Grundkonstruktion - der Kategorie "Mensch" - zusammengezwungen und zugleich in verschiedene Disziplinen aufgefächert. Das Subjekt (die Kategorie "Mensch" oder die Idee des Autors) bildete sich gleichsam als ein Zentrum heraus, das die Dispersion der klassischen Sprache, ihren Mangel an selbstbegründener Potenz kompensiert und das im Kraftfeld der Erkenntnis eingetretene Vakuum füllt. Aber es wird (so prophezeit Foucault) wieder in den Schatten der Sprache treten, sobald diese sich erneut versammelt. Daß die Revitalisierung der Sprache bereits eingesetzt hat, soll sich ablesen lassen einmal an der Emergenz der strukturellen Sprachanalyse, die ein subjektloses Regelsystem betrachtet, und zum anderen an jenen Zeugnissen einer literarischen Moderne, in denen die Sprache zum Schrei, zum Signal versehrbarer Körperlichkeit, zur Zirkulation codierter Todesfiguren und zur bloßen Materialität des Signifikanten entschlackt wird.

In Geertz' Augen kann diese doppelte "Wiederkehr der Sprache" allenfalls als eine Metapher gelten, die signalisiert, in welcher Weise das neugewonnene Wissen um sprachliche Eigenwelten die Möglichkeiten eines Autors in schwindelerregender Weise erweitert und daher auch zum Problem werden läßt. Es reicht nicht aus, die Chancen und Grenzen der Positionen zu erfassen, die das Subjekt innerhalb eines bestimmten, z.B. epochal wirksamen Diskurses einnehmen kann⁴³. Die Beschreibung des anonymen Feldes, "dessen Kon-

42 Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a.M. 1971, 375.

43 Vgl. Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M. 1973, 82 u. 106 (= AW).

figuration" nur "den möglichen Platz der sprechenden Subjekte definiert" und "dem Aussagenfeld eigene Wirkungen" - wenn nicht ironischerweise so etwas wie eigene Subjektivität - zuerkennt (AW, 177), drückt sich um die Frage herum, auf welche Weise Subjektivität als (wie immer auch topologisch variierender) Ort im Diskurs erzeugt wird. Gerade wenn man "das Problem des Subjekts nicht ausschließen", sondern seine "Positionen und Funktionen" erfassen will (AW, 285), muß man zeigen, warum die Knotenpunkte diskursiver Formationslinien vom Subjekt besetzt werden. Die "Verstreuerung des Subjekts" (AW, 82), die als Kondensation der Sprache erscheint, ist eine theoretische Figur, die bloß zugeschnitten ist auf die Menge aller prinzipiell aktualisierbaren Ereignisse. Sie thematisiert aber nicht die eigentümliche Form der Dignität, die mit jeder (irreversiblen) Selektion unweigerlich entsteht, welche die Struktur zuläßt, ja zulassen muß, und die als textuelle Verdichtung im selbsterzeugten Subjekt bezeichnet werden könnte. Jede Entmächtigung der Autor-Rolle ist an ein Wissen über die Sprache geknüpft, das sich beliebige Verfasser zu eigen machen und in der Textkomposition ausspielen können. Das Subjekt ist nun regelrecht und regelwidrig machbar, fingierbar. Es fragt sich dann nur noch, ob die Explikation seiner Herstellbarkeit im Zuge des Konstitutionsprozesses selbst seinen Nimbus (im Sinne einer Steigerung oder Schwächung) berührt. Wie "jede Subversion der Sprache widersprüchlicherweise mit ihrer Aufwertung zusammenfällt" (LG, 122), so könnte der Begrenzung des Autors die Entgrenzung des Spiels mit der Figur als Element des Textes korrespondieren. Die Regeln, nach denen ein Autor intuitiv oder wohlweislich mit seinem Lesern kommuniziert, ihr Einverständnis und Behagen sucht, ihren Widerspruch und Abscheu provoziert, mögen durch neue Einsichten über die Sprache ebenso ihre Gewähr einbüßen wie die eingefahrenen Kniffe des Autors, sich selbst als Bürge textueller Wahrheit oder als subversiver Alleszertrümmerer in Szene zu setzen. Aber das ändert für Geertz nichts am kommunikativen Status von Texten. Ob die Texte Lernunwilligkeit demonstrieren und bei den alten Mustern verweilen oder die Regelsysteme, auf denen sie beruhen, explizit zur Disposition stellen, ihre Grundprinzipien als variable Elemente und sich selbst als Baukasten darbieten, sie bleiben Gesprächsangebote an den Leser, die dieser an- oder ablehnen und in Grenzfällen der Ambivalenz lustvoll verwerfen oder zerknirscht akzeptieren muß.

Gerade die Abhängigkeit des Autors vom Leser, der sich nach Barthes' Schema⁴⁴ in einen fetischistischen, neurotischen, paranoischen und hysteri-

44 Roland Barthes, *Die Lust am Text*, Frankfurt a.M. 1974, 93.

schen sowie nach Ricoeurs Vorschlag⁴⁵ in einen strukturalistischen und einen hermeneutischen Rezeptionsfokus zerlegen läßt, dramatisiert das Problem der figuralen Präsenz und Tilgung des Autors im Text⁴⁶. Seine Thematisierung und Analyse in hermeneutischen Begriffen bedeutet nicht die Rückkehr zu einer Konzeption, die in der Textauslegung die subjektiven Intentionen eines Autors mit der Bedeutung des Diskurses, den er anzettelt, zu verschmelzen sucht. Diese Möglichkeit der Überschneidung von Intention und öffentlicher Bedeutung besteht allenfalls im mündlichen Gespräch, ist aber beim ge-

45 Vgl. "Der Text als Modell", 275ff. Unter Ricoeurs strukturalistischen Leser, der die "potentiellen nicht-ostentativen Bezüge des Textes" aktiviert und die "konkreten Weltbezüge des Textes" einklammert, fallen die drei ersten Typen von Barthes' Schema, während allein der letzte - der hysterische - für Ricoeurs hermeneutischen Leser als Charakteristikum bleibt. Selbst wenn Ricoeur Recht hätte mit seiner These, daß die strukturalistische Option die existentiellen Grundkonflikte des Lebens verleugnet, ohne deren Vorhandensein sie die logischen Funktionen der Zeichensysteme gar nicht als Problemlösungen fassen könnte, so triumphiert Barthes doch mit der impliziten Pointe seines Schemas: denn wo der Sinn suspendiert ist, wird die Lust dreifaltig, wo dagegen der Sinn erscheint, regiert sie im Modus der Einfalt. Ricoeur könnte freilich dagegenhalten, daß Barthes die Kombination von Lust und Sinn nicht als genußvollen Akt der Interpretation, sondern nur als flaches 'Für-bare-Münze-Nehmen' entwerfen kann.

46 Daß dem Tod des Autors - wie Barthes behauptet - die Geburt des Lesers korrespondiert oder letztere sich nur um den Preis des ersteren ereignen kann, setzt den Verfasser, der sich von der These ge- und betroffen fühlt, unter einen eminenten rhetorischen Druck. Wer aus der These die Selbstdissimulation des Autors herausliest und nicht die Bedeutungsdissemination des Wortes "Tod", sitzt in der Falle.

Besonders der Produzent ethnologischer Schriften - so jedenfalls erscheint der Sachverhalt aus der Perspektive von Geertz - gerät in Zugzwang bzw. in die Versuchung, nun die Krise der Autorschaft zum Zentralthema des Textes zu machen und alles übrige darüber zu vergessen. Auf diese Weise wird das Gerücht vom Tod des Autors zur Quelle einer ästhetisch zumeist qualvollen Darstellung der Qual, unter dieser makabren (aber Form und Inhalt immerhin gleichschaltenden) Bedingung die Arbeit eines Verfassers zu verrichten. Der Text fungiert dann als larmoyantes Dokument eines sterbenden, aber eben nicht tot zu kriegenden Autors und keineswegs als Beleg der Transformation eines Werkes, unter das er noch seinen Namen setzt, in einen Text, den die Analyse "nur mit dem Mythos in Verbindung bringen (kann), der nicht unterzeichnet ist" (*Kritik und Wahrheit*, Frankfurt a.M. 1967, 70). Wird der Tod des Autors dagegen als Tatsache hingenommen und nicht durch das Schauspiel moralischer Selbstzerfleischung überkompensiert, droht eine andere Form auktorialer Selbstbeweihräucherung. Der Verfasser kokettiert nun als fröhlicher Nihilist vor dem Leser, der alles, nur das Verstehen nicht in der Hand hat, mit seiner "perversen Aktivität" des Schreibens, dieser lustvollen ostentativen "Verausgabung für Nichts" ("Roland Barthes im Gespräch mit Jacques Chancel", in: *Freibeuter* 6, Berlin 1980, 12).

Wie man Geertz' Okular auch dreht und wendet, der Autor erweist sich als sehr munterer Leichnam, aber freilich nicht als präsemiotisches Gespenst, das sein metaphysisches Unwesen treibt, sondern als eine vitale Mumie im Sarg der Zeichen.

schriebenen Diskurs nicht mehr sichergestellt. Genau dieser Unterschied ist verantwortlich für die von Geertz so kraß gezogene Grenzlinie zwischen "Feld" und "Schreibtisch", zwischen dem Autor, der "dort" ist, und dem Autor, der rhetorisch das "Dort-Sein" als diskursives Ereignis erschaffen muß. Geertz kann sich ebenso wie Ricoeur keinen "Text ohne Autor vorstellen", aber auch er geht selbstverständlich davon aus, daß "das Schicksal des Textes ... sich dem begrenzten Lebenshorizont seines Autors völlig (entzieht)". Noema (Sinn) und Noesis (Intention) sind durch die Einschreibungen, die der Text vornimmt, zertrennt. Die Interpretation muß sich daher allein auf den Bereich des Noemas beschränken. Und sie kann dies auch bei der Thematisierung des "Autors" tun, solange sie die Autorschaft nicht als eine spirituelle Größe jenseits des Textes sucht, sondern sie - um diesen zentralen Punkt nochmals zu betonen - als eine im Text selbst inszenierte noematische Konstruktion faßt⁴⁷. Die Wunden, die der Prozeß des Schreibens dem Diskurs zufügt, können nicht durch Prozesse geheilt werden, "durch die der gesprochene Diskurs unterstützt wird - durch Intonation, Vortragsweise, Mimik, Gestik". In der Dimension der niedergeschriebenen Zeichen "kann nur noch eine Bedeutung die andere 'heilen', ohne die Unterstützung durch die physische und psychische Gegenwart des Autors". Allein die Interpretation vermag die "Schwäche des Diskurses, den sein Autor nicht 'zurückholen' kann", zu kurieren⁴⁸.

Vor dem Hintergrund dieser von Ricoeur skizzierten hermeneutischen Position wird Geertz' allzu wohlwollende und daher allzu selektive Rezeption von Barthes und Foucault verständlich. Ihm ist daran gelegen, von vornherein klarzustellen, daß der Selbstbezug des Schreibens - der Ort, an dem sich für Barthes die Macht einnistet, die der Autor verloren hat - auf die Beziehung zwischen Autor und Leser ausgerichtet bleibt.

Barthes' Unterscheidung zwischen dem Schreiber (*écrivain*), der mit seinen Texten einen Zweck (z.B. etwas zu erklären, zu bezeugen, als Information zugänglich zu machen) verfolgt, und dem Schriftsteller (*écrivain*), der "das *Warum* der Welt radikal aufgehen läßt im *Wie schreiben*"⁴⁹, projiziert Geertz ohne weiteres auf Foucaults Differenz zwischen "Produzenten einzelner Texte"

47 Die Frage, ob Geertz diesen theoretischen Anspruch in seinen konkreten Feldstudien-Texten einlösen kann, oder ob er doch wieder in ein Verfahren, das starke intentionalistische Anleihen machen muß, zurückfällt, wird die Untersuchung des Essays "Deep Play" in Kapitel III beantworten.

48 Ricoeur, "Der Text als Modell", 257f.

49 LG, 46. Vgl. Geertz' Aufgreifen der Stelle in: KW, 26.

und "Diskursivitätsbegründern" (KW, 26). Dieses Übereinanderblenden zweier strukturalistischer Differenzschemata, das ein recht windschiefes Diagramm ergibt⁵⁰, ermöglicht Geertz ein für ihn wichtiges Argument: Wenn die Stiftung eines Diskursparadigmas strukturell dem in seinen methodischen Prämissen reflektierten Schreiben entspricht, dann ist das Verblassen des Autors in einem überindividuellen Muster nur die Kehrseite der Profilierung der Machart des Textes, deren Wahrnehmung in die praktische und in gewissem Sinne auch moralische Frage hinausläuft, "wie weit und wie man (den Text) phantasievoll komponieren soll" (KW, 27).

Geertz nimmt an, daß die Ausrichtung auf das "Wie" des Schreibens eine gesteigerte Aufmerksamkeit für textuelle Effekte zur Folge hat und keinen Inzest der Sprache, der sich im Verborgenen abspielt. Er übersetzt daher die Intransitivität, die der *écrivain* dem Text verleiht, wenn er "seine eigene Struktur und die der Welt in der Struktur des Wortes aufgehen läßt" (LG, 46), in die persuasive Kraft des "Theaters der Sprache". Er versteht die "Neutralisierung von Wahrem und Falschem", die der intransitive Text leistet, als legitime Begrenzung der erkenntnistheoretischen Sicht auf das im unmittelbaren Forschungsprozeß relevante Subjekt-Objekt-Verhältnis. Der Verzicht auf Transitivität befähigt den *écrivain* dazu, "eine *bezaubernde* verbale Struktur zu schaffen" (KW, 27), die den Leser - so legen die magischen Konnotationen des Adjektivs es nahe - in den Bann schlägt.

Somit gelangt Geertz bei seiner Sondierung der Argumente, mit denen Foucault und Barthes den "Autor" problematisieren, nicht allein zu einer Autorisierung des Autors als textimmanente Figur, die rhetorisch analysiert werden kann und muß, sondern auch zu einer Bestätigung seines konventionellen Rhetorikbegriffs, mit dessen Hilfe eine derartige Analyse durchzuführen wäre. Während der erste Aspekt starke Anhaltspunkte in den betrachteten Gedankengängen und Thesen findet, verdankt sich der zweite doch einer recht gewaltsamen Engführung differierender Unterscheidungen. Geertz versucht allem Anschein nach auf diese Weise, seinen persuasionsbezogenen und

50 Der Produzent eines einzelnen Werkes kann nämlich ebensosehr als *écrivain* wie als *écrivain* gefaßt werden. Auch Geertz' Akzeptierung der Barthes'schen These, man habe es heute durchweg mit einem Mischtyp aus *écrivain* und *écrivain* zu tun, fällt seiner Parallelisierung der Foucault'schen und Barthes'schen Unterscheidungen in den Rücken. Denn von einem Mischtyp innerhalb des Werk-Diskurses kann sinnvollerweise nicht gesprochen werden, da Diskurse jeweils von einem paradigmatischen Werk ausgehen, es kopieren, parodieren, steigern und ggf. sogar in den Schatten stellen, während Werke, trotz aller intertextuellen Vernetzungen, zumeist kein neues diskursives Muster prägen.

kontextualistischen Rhetorikbegriff gegen ein fast klischeehaftes Bild formalistischer Forschungsmethoden zu profilieren.

Der zentrale Vorwurf, den er gegen das strukturalistische Verfahren der Lektüre und Kulturanalyse (speziell in der Theorievariante von Lévi-Strauss) erhebt, bezieht sich auf dessen angeblichen "high-tech rationalism" (LK, 12), der ihm den Status eines autonomen Unternehmens gibt, das das Leben der Zeichen nicht in der Gesellschaft, sondern in einer "invented world of dualities, transformations, parallels, and equivalences" (LK, 109) aufsucht. Der Strukturalismus hat eine technische Sprache geschaffen, "capable of representing the internal relations of myths, poems, dances, or melodies in abstract, transposable terms" (LK, 95), und erzeugt damit "sich selbst abriegelnde Diskurse, in denen Jaguare, Samen und faulendes Fleisch eingelassen sind, um dort zu Oppositionen, Umkehrungen und Isomorphien zu werden" (KW, 51). Lévi-Strauss geht an kulturelle Phänomene "nicht als zu interpretierende Texte, sondern als aufzulösende Chiffren" heran. "Er ist nicht bestrebt zu verstehen, wie symbolische Formen in konkreten Situationen bei der Organisation von Wahrnehmung ... funktionieren; er möchte sie völlig in Begriffen ihrer internen Struktur verstehen, *indépendent de tout sujet, de tout objet, et de tout contexte*" (DB, 254). Damit verfehlt der Strukturalismus aber in Geertz' Augen die unhintergehbare Einbindung aller Symbolsysteme in soziale und kulturelle Zusammenhänge und entpuppt sich letztlich als eine szientistisch verhüllte Weltflucht aus dem Geiste des ästhetischen Abscheus gegenüber dem Physischen und Biologischen überhaupt (vgl. KW, 45). Der hermeneutische Antiformalismus läßt sich freilich auf die Diskussion der Begründungsschritte für strukturelle Analysen dort nicht mehr ein, wo diese ein Literatur- und Kunstverständnis implizieren, das - trotz des erweiterten Textbegriffs - jenes von Geertz so alert vorgeführte methodische Wechselspiel von "art as culture" und "culture considered as art" in Frage stellt. Barthes, ein von Geertz hochgeschätzter und wohl nicht vollständig dem gegnerischen Lager zugeschlagener Autor⁵¹, hat den formalen Zugang zur Literatur als ein Verfahren gekennzeichnet, das nicht allein dem Modenkarussell inhaltlicher Interpretationen entkommt, sondern auch auf die spezifische Rolle zugeschnitten ist, die die Bedeutung in sprachlichen Kunstwerken spielt. Literatur arbeitet mit "einem Material, das bereits etwas bedeutet". Sie hat gleichsam ein "parasitäres" Verhältnis zur Sprache, "dem bedeutenden System par excellen-

51 Um so verwunderlicher ist es, daß Geertz dessen Argumenten in diesem Punkt so wenig Beachtung zollt.

ce" (LG, 108, vgl. auch 71). Aber sie radikalisiert durch ihre Entkoppelung aus kontextuellen Zusammenhängen ein grundsätzliches Charakteristikum aller Zeichensysteme, nämlich die "Vieldeutigkeit", die in der "praktischen Sprache" des Alltags allein durch die "Situation", in der Ausdrücke als Verständigungsmittel dienen, reduziert werden kann⁵². Zwar gelingt es der Literatur nicht, den Grenzwert des "Nicht-Sinns" zu erreichen oder die Bedeutung auszulöschen, doch sie schiebt durch ihre kunstvollen und eigensinnigen Verwendungen des sprachlichen Materials die Bedeutung beständig auf⁵³. Die Literatur bedeutet damit in einem Zug "sehr kräftig etwas und ... gewissermaßen 'nichts'", sie "täuscht" ein stabiles Signifikat "aus Prinzip nur vor" und vermag daher allenfalls den "Prozeß, der die Bedeutung hervorbringt" (LG, 72, 105) darzustellen. Wenn diese Befunde zutreffen, so liegt "das Wesen" von Literatur offenkundig "nicht in ihrer Botschaft, sondern in diesem System", das Bedeutungen zugleich setzt und entzieht (LG, 68). Eine angemessene Beschreibung ihrer Leistungen bemißt sich also daran, ob es gelingt, die semantische Offenheit einerseits und die signifikative Verzögerung andererseits in ihrer strukturellen Beschaffenheit zu erfassen. Die Charakteristika der Vieldeutigkeit und der Sinnverzögerung sind für Barthes als solche "formaler Natur" und erfordern daher eine entsprechende Technik wissenschaftlicher Explikation, die den Rahmen der hermeneutischen Modelle sprengt.

Jacques Derrida hat in der Parallelisierung von literarisch bloß forcierter Polysemie und dem im ästhetischen Text vollzogenen Bedeutungsaufschub eine Unstimmigkeit aufzudecken versucht. Das Phänomen der Vieldeutigkeit, das sprachlichen Gebilden generell (wenn auch in unterschiedlichen Graden) eignet, verläßt in der Erzeugung von Serien nie den hermeneutisch abgesteckten Bezirk des Sinns, während die literaturkritische Figur des Aufschubs eine wie ephemere auch immer gewahrte Zone der Abwesenheit von Bedeutung im singulären Verstehensversuch thematisiert⁵⁴. Man könnte hier freilich

52 Barthes, *Kritik und Wahrheit*, 65.

53 LG, 117. Barthes liefert hier eine semiotische Reformulierung von Victor Sklovskijs These, das Verfahren der Kunst bestehe darin, "die Schwierigkeit und Länge der Wahrnehmung" zu steigern. An die Stelle des Empfindens und Erlebens eines Herstellungsprozesses als eines ausgezeichneten Herstellungsprozesses und der Aufmerksamkeit für das ästhetische "Verfahren der erschwerten Form" tritt unter Beibehaltung des strukturalistischen Theorierahmens nun der semiotische Prozeß der 'erschwerten' Bedeutung. Vgl. Victor Sklovskij, "Die Kunst als Verfahren" (1916), in: Juri Striedter (Hg.), *Texte der russischen Formalisten*, München 1969.

54 Vgl. den luziden Kommentar von Christoph Menke, *Die Souveränität der Kunst*, Frankfurt a.M. 1988, 82ff.

einwenden, daß auch die ästhetische Verzögerungsleistung letztlich nur Serien von binären Setzungs- und Entzugsakten hervorbringt, die analog zur Pluralität von Interpretationen in einen offenen Horizont von Möglichkeiten expandieren⁵⁵. Der Ansatz von Barthes impliziert aber eine Pointe, die diesen Einwand erübrigt und ihn trotz aller schrittweisen späteren Annäherungen an die Position Derridas gegen das dekonstruktive Modell von Bedeutungsparadoxie und Sinnzerstreuung immun macht. Denn Barthes geht davon aus, daß ein Sinnentzug, der auch noch die Serienbildung storniert und damit tatsächlich zu einer Art Leere der Bedeutung vorstößt, erst durch einen zusätzlichen Faktor, der in den Prozeß des Verstehens einbrechen muß, erreicht werden kann. Dieser Faktor ist die kardinale (quasi-ethnologische) Begegnung⁵⁶ mit einer fremden Kultur, die Konfrontation mit einem "gänzlich verschiedenen Symbolsystem" (RZ, 13). Erst hier läßt sich - Barthes erläutert dies am Beispiel Japan⁵⁷ - im Kontrast zur eigenen Kultur, die "alle Dinge mit Sinn trinkt" (RZ,

55 Als ein weiterer Vorschlag, die Bedeutungsverzögerung im Lektüreakt zu fassen, kann Paul de Mans Theorie der Unentscheidbarkeit betrachtet werden (*Allegories of Reading*, New Haven 1979). Zu den Problemen, die auftreten, wenn das Unentscheidbarkeitsaxiom unterscheidungstheoretisch reflektiert wird, vgl. Lutz Ellrich: "Paradoxie und Semantik", in: Hendrik Birus (Hg.), *Germanistik und Komparatistik*, Stuttgart 1995, 378-398.

56 Barthes eröffnet seine Japanstudie mit Reflexionen, die die Kapitel-Überschrift "Dort" tragen. Geertz beginnt sein Buch über die rhetorischen Manöver der Ethnologen mit dem Abschnitt "Dort sein". Während Geertz den Echtheitsiegeln klassischer Texte nachspürt und deren Prägestärke und Brüchigkeit diskutiert, gibt Barthes, der um die Unglaubwürdigkeit aller Authentizitätspostulate weiß, von vornherein "jeden Anspruch, eine Realität darzustellen" (RZ, 13) auf. Beide Autoren entlarven den topographischen Zauber der exotischen Präsenz des "Dort" als eine Fiktion, als etwas Gemachtes, aber bei beiden zitiert die entlarvende Einsicht nur noch eine aufklärerische Geste. Wo die soziale Realität selbst ein Produkt der Imaginationen derer ist, die in ihr existieren (u.a. DB, 23), verliert die Differenz von Fiktion und Realität ihre theoretische Trennschärfe. Das Kriterium für die Macht und die Funktionstüchtigkeit, die Vitalität und Faszinationskraft eines Symbolsystems muß innerhalb der symbolischen Sphäre selbst verortet werden. Die interne Stimmigkeit oder Dissonanz zwischen seinen manifesten und seinen latenten Schichten ist dann der zentrale Analysegegenstand und man wird je nach wertendem Standpunkt hier die Öffnung für den Sinnverlust, dort die immerwährende Sinnstiftung feiern.

57 Der Unterschied zum Japanbuch von Ruth Benedict (*The Chrysanthemum and the Sword*, New York 1946), dessen rhetorische Mechanismen Geertz analysiert, ist dramatisch und aufschlußreich. Denn Benedict beschreibt mit der Andersartigkeit der Japaner in obliquen Rede die Abstrusität der Amerikaner, die sich für das normalste und gesündeste Volk der Erde halten. Dieses indirekte Verfahren der Kritik immunisiert sich rhetorisch gegen den Einwand, daß ihr ein Klischee des amerikanischen Selbstbildes als Initialzündler dient, um ethnozentristische Klischees überhaupt ad absurdum zu führen. Die Ausgangsunterstellung, von der

95), im strengen Sinne die Erfahrung machen, daß Konstellationen von Zeichen, dazu dienen können, "die Sprache anzuhalten". Als merkwürdig befreiender Effekt stellt sich etwas ein, das Barthes zögernd als einen "panische(n) Schwebezustand der Sprache", als "Leerstelle, die in uns die Herrschaft des Codes auslöscht" (RZ), 102), zu beschreiben versucht. Was selbst die avancierteste Literatur der eigenen Kultur, trotz all ihrer detonierenden Denotate, nicht erreicht, die völlige Bedeutungslosigkeit (Vgl. LG, 68), hier wird sie Ereignis. Der Sehnsucht des hermeneutisch gestimmten Ethnologen nach dem Gespräch⁵⁸ mit den Eingeborenen tritt der alternative Wunschtraum von einem "Paradies des Intellekts" entgegen, in dem endlich der "Nicht-Sinn" (LG, 117) als eine Art 'local ignorance' regiert. Geertz würde hier vielleicht den gleichen ästhetisch motivierten Eskapismus ausmachen, den er schon an Lévi-Strauss diagnostiziert hat, und eine kulturkritische Verachtung des common sense finden, die sich zur These versteigt, daß der westliche Mensch von seiner eigenen Rhetorik gezwungen wird, "Signifikant und Signifikat in ein disproportionales Verhältnis zu bringen, sei es, indem er das Signifikat in der schwatzhaften Flut des Signifikanten 'verdünnt', sei es, indem er die Form in Richtung auf implizite Regionen des Inhalts 'vertieft'"⁵⁹.

Der 'verstehende' Ethnologie steht, selbst wenn er über robuste Abwehrstrategien verfügt, angesichts dieser Theorie vor zwei Fragen: ob er sich erstens durch sein Konzept von Interpretation eine radikale Erfahrung, die allein in der Begegnung mit einer fremden Schrift und Kultur gemacht werden kann, abschneidet, und ob er sich zweitens mit dem Rückgriff auf die Sprache der Kunst und die Kunst der poetischen Sprache nicht einen gefährlichen Kustos ins hermeneutische Haus des Seins holt, der der verleugneten Erfahrung auf Umwegen doch noch Bahn bricht. Es wäre ausgesprochen absurd, wenn zur Aufschlüsselung fremder kultureller 'Texte' eine Deutungsmethode heran-

alles weitere abhängt, ist im Text buchstäblich abwesend und kann daher um so effektvoller die Darstellungsmittel, mit denen das Fremde präsentiert wird, steuern.

58 Vgl. DB, 20; KW, 141. Vgl. auch den hermeneutischen Basistext, auf den sich Geertz bezieht: Hans Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1975, 350ff.

59 RZ, 103. Die Sehnsucht nach der Erlösung vom Sinn könnte - so würde Geertz wohl mutmaßen - auch das Ergebnis des ambivalenten Sprachbegriffs sein, den Barthes vertritt. Einerseits ist Sprache aufgrund ihrer "systematischen Natur", die alle Äußerungen zu "assertorischen" Akten verurteilt, "dogmatisch", "terroristisch", ja sogar "faschistisch", auf der anderen Seite vermag sie in der Rolle der Literatur, die als "Schreiben" den Werkcharakter transzendiert, eine "permanente Revolution der Rede" anzuzetteln (Vgl. LG, 125f., sowie *Lektion*, Frankfurt a.M. 1980, 19, 23).

gezogen würde, die sich unglücklicherweise an Artefakten abarbeitet, die Verstehensversuche nur herausfordern, um sie beständig zu enttäuschen.

Die Annahme, Kunst zeichne sich gegenüber dem alltäglichen und wissenschaftlichen Verstehen durch eine heterogene, vielleicht sogar subversive Form aus, hat freilich ihren Preis. Sie bringt den generellen Textbegriff, der soziokulturelle und ästhetische Phänomene als Elemente eines strukturell gleichartigen Bereichs behandelt, in Schwierigkeiten. Nimmt man es genau, so löst bereits Barthes die kategoriale Klammer "Text" unter der Hand auf, wenn er zwischen (a) einem schlicht vieldeutigen, aber lebenspraktisch nicht (oder jedenfalls nicht überwiegend) dysfunktionalen Verstehen der Umgangssprache, (b) der radikalisierten Polysemie bzw. Offenheit in der Kunst und (c) dem vollständigen Sinnentzug in der Begegnung mit fremdkulturellen Symbolsystemen unterscheidet. Auf den beiden ersten Stufen ist die Differenz nur graduell bestimmt, aber auf der letzten Stufe (in Relation zu den beiden vorhergehenden) nimmt sie einen fundamentalen und abgründigen Charakter an. Derrida kann demgegenüber den totalisierenden Textbegriff nur durchhalten, weil er die Sinnsubversion im Akt der Bedeutungsbildung als solcher situiert⁶⁰, unabhängig davon, ob dies umgangssprachlicher, religiöser, wissenschaftlicher oder ästhetischer Sinn ist. Kunst besitzt für ihn nur insoweit eine Sonderstellung, als sie besonders augenfällige Beispiele für Positionen liefert, die diese paradoxe Konstitution des Bedeutungsverstehens nicht verleugnen, sondern ins Zentrum ihrer synchronen Dar- und Entstellungsformen verlegen. Nimmt man nun angesichts so hermetischer, unendliche Lesenot und -lust gleichermaßen weckender Texte, wie sie von Mallarmé, Kafka, Joyce, Artaud, Blanchot oder Celan paraphiert wurden, Derridas Figur einer in bestimmten ästhetischen Zeichen ausdrücklich affirmierten Negationskraft ernst und hält zugleich an Barthes' These fest, daß diese subversive Kraft sich erst in der Dekontextualisierung von Zeichen entfaltet, um sich an kulturellen Bruchlinien schließlich zu vollenden, so gelangt man zwangsläufig zu einer scharfen Trennung von alltäglicher Sinnbildung und Kunstverstehen und gibt damit den generellen Textbegriff preis.

Es ist das Verdienst von Christoph Menke, in seiner Arbeit über *Die Souveränität der Kunst* diese Konsequenz in aller Klarheit gezogen zu haben. Er entwirft ein nach-hermeneutisches Konzept differentieller Verstehensprozesse, das den dekonstruktiven Anspruch, die paradoxe Konstitution aller

60 Vgl. Lutz Ellrich/Nikolaus Wegmann, "Theorie als Verteidigung der Literatur?", in: *DVjS* 3, 1990, 490ff.